

Jüdische  
Jugendbücher  
2

---

Steinberg  
Der Soldat  
des Zaren

---

J. V. B.

B-19-4



Schriften  
des Ausschusses  
für jüdische Kulturarbeit

---

Jüdische Jugendbücher

2

# Der Soldat des Zaren

von

Jehuda Steinberg



---

Jüdischer Verlag / Berlin

1920

Nach Jehuda Steinbergs „Basamim hašem“ übertragen und  
bearbeitet von R. Walzer

Copyright by the Jüdischer Verlag, Berlin 1920

Spamer'sche Buchdruckerei in Leipzig

Es war so weit, daß auch der Synagogendiener Samuel seinen Sohn zum Militär bringen mußte. Er ging selbst auf den Markt, besorgte ihm eine Uniform, eine Tasche und was man sonst noch fürs Heer braucht. Er vergaß auch die Hauptsache nicht, eine Flasche Schnaps aus dem kaiserlichen Schnapsladen, und machte sich damit auf den Heimweg. Zu Hause trank er uns Nachbarn zu und schenkte seiner Frau Rebekka auch ein Glas ein.

„Trink, Mutter“, rief er ihr zu und nickte freundlich.

Zu anderer Zeit hätte ihm Rebekka diese Kränkung nicht vergeben, und auch jetzt verzog sie ihr Gesicht. „Du hast mich wohl schon oft Schnaps trinken sehen“, wollte sie voll Unmut fragen. Aber jetzt, vor dem Abschied ihres Sohnes, war sie gar nicht zu Zank und Streit aufgelegt und ging nur ärgerlich aus dem Zimmer.

„Frau,“ schrie sie Samuel vorwurfsvoll an, „du sollst doch nur trinken, Trozkopf du.“

Aber Rebekka fürchtete sich gar nicht vor seinem Schelten. Im Grunde war er doch ein guter Mann; und wenn er schimpfte, so tat er es nur aus alter Gewohnheit. Beim Militär hatte er gelernt, wie sehr das Schreien zum Leben gehört: er hatte stets seine Untergebenen angeschrien, und wurde seinerseits tüchtig von seinen Vorgesetzten heruntergemacht.

„So sind die Schreier alle,“ klagte Rebekka manchmal ihren Nachbarinnen, „erst gebärden sie sich wie toll, und hinterher kann man sie um den Finger wickeln.“

Und jetzt war sie böse. Als Samuel sah, daß sie böse blieb, mäßigte er seine Stimme: „Was machst du dir soviel Sorgen? Es geht doch, Gott behüte, nicht zur Taufe.“

Als Rebekka das Wort „Taufe“ hörte, fing sie an zu weinen. Ganz ohne es zu wollen, hatte er sie nämlich an einer ihrer wunden Stellen getroffen. Denn man munkelte in der Stadt, in ihrer Familie sei etwas nicht in Ordnung.

„Jetzt weinst du auch noch,“ rief der alte Samuel und schüttete nun die ganze Schale seines Zornes über sie aus, „so bist du nicht nur bödig, sondern

geradezu dumm! Lange Haare und kurzer Verstand! Heult, weint, und weiß gar nicht worüber.“

Er wandte sich zu uns und klagte uns sein Leid: „Seht ihr diese Weinliese? Fünffmal in ihrem Leben hat sie nur Mädels bekommen. Vom sechsten Male ab brachte sie durch Gottes Gnade Jungens zur Welt, wie sich's gehört. Drei Jungens hat sie mir in ihren alten Tagen geschenkt, und jetzt müßte sie Gott danken, daß er uns überhaupt am Leben erhalten hat, um einen Soldaten fürs Heer aufzuziehen; und nun, da es so weit ist, weint sie. Jetzt geht dein Sohn freiwillig zum Militär, und ich zu meiner Zeit — — — da griffen sie mich auf, als ich noch ein Knabe war.“

Der Alte goß den letzten Rest der Schnapsflasche hinunter, verabschiedete sich von seiner weinenden Frau und den guten Nachbarn und bestieg mit seinem Sohne den Wagen, der draußen wartete, um sie nach der Hauptstadt des Bezirkes Ch. zu bringen, wo die Einstellung stattfinden sollte.

Ich hatte das besondere Glück, mit demselben Wagen in dieselbe Stadt zu fahren. So konnte ich von Anfang bis zu Ende anhören, was der alte Samuel aus seinem Leben erzählte.

Die Tage waren regnerisch, die Landstraßen schlammig, und die Pferde kamen nur schwer vorwärts. Der Fuhrmann machte fortwährend Sta-

tion und winkte uns bei jeder Stelle, die einem Berge nur entfernt ähnlich sah, wir möchten doch absteigen und zu Fuß hinter dem Wagen hergehen. Die Feuchtigkeit drang uns bis auf die Haut, wir wurden ganz blau vor Kälte. Verschwunden war die Wärme, die wir von Hause mitgenommen hatten. Verschwunden war auch die gute Laune des heiteren Alten, und er begann, seinen Sohn von oben bis unten anzusehen, als ob er ihn schlagen wollte. Zu Hause wollte der kluge Mann noch Gott dafür danken, daß er ihn am Leben erhalten hatte, um seinen Sohn fürs Heer auszurüsten — jetzt aber ertrug er diese harte Prüfung nicht. Schon vor der Zeit begann ihn die Sehnsucht zu quälen. Schwer kam ihm die bevorstehende Trennung von seinem Sohne an. Er saß da, das Haupt gebeugt, und schwieg.

Ich nahm ihm gegenüber Platz, um eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. — „Denkt Ihr noch an all das, was Ihr seit damals erlebt habt?“ fragte ich, um ihn zum Reden zu bringen.

Er schien sich über meine Frage zu freuen. In diesem Augenblick mußte er wohl das Bedürfnis empfinden, mir zu erzählen, welche Gedanken ihn quälten, und es mochte ihm angenehm sein, an all die Stätten noch einmal zu denken, die er in seinem Leben bisher kennengelernt hatte.

Er zog seine kurze Pfeife aus der Tasche, die ihm besonders kostbar war, da er sie von einem Offizier zum Geschenk erhalten hatte. Wie er versicherte, hatte er seit damals nur noch aus ihr geraucht. Er stopfte sie mit Tabak und zündete sie mit einem Schwefelhölzchen an. Bald hüllte der Rauch ihn ein.

## 2.

„Ihr fragt mich, ob ich mich noch an alles erinnere,“ hub der Alte an, aus den Rauchwolken heraus zu reden, „wahrlich, mir steht noch alles so klar vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Ich weiß nicht genau, wie alt ich damals war. Ich erinnere mich nur, daß mein älterer Bruder Salomo um diese Zeit Barmizwah wurde. Zwischen mir und Salomo war noch ein Bruder — Davidl hieß er —, der früh starb. So mag ich damals wohl elf Jahre alt gewesen sein. Da begannen die Mütter besorgt untereinander zu tuscheln: ‚Der Häscher ist in der Nähe, er ist auf dem Weg nach der Stadt.‘ Manche sagten auch: ‚Er ist schon da.‘ Im Cheder erzählten die Jungen, der Häscher sei ein Wesen, das Kinder raubt und sie an Stelle der erwachsenen Juden, die weder Sol-

dat sein wollen noch können, an die Militärbehörde abgeliefert. Über das Wesen des Häschers dachten die Jungen sehr verschieden. Die einen hielten ihn für einen von den bösen Geistern, die Gott am Vorabend des Sabbat erschaffen hat, andere einfach für einen ungläubigen Heiden. Manche wiederum meinten, er sei ein Getaufter, und nicht wenige erzählten gar, er sei weiter nichts als ein jüdischer Schurke und noch dazu in der Thora bewandert. Gegen die Verwünschungen und Flüche der Frommen sei er gefeit, trage er doch wie jeder fromme Jude einen langen Mantel, einen breiten Gürtel um die Lenden und nicht zuletzt einen „Taliß Koton“<sup>1)</sup> auf der Brust. Er verteile Nüsse und Brezeln an jüdische Kinder, sobald man aber davon esse, sei man wie verzaubert und könne sich nicht von der Stelle rühren, bis er einem die Hand auf die Schulter lege und einen fange.

Das war von Stund' an unsere tägliche Unterhaltung. Aus einem Gespräch zwischen meinen Eltern merkte ich, daß ich nicht zu große Angst vor dem Häscher zu haben brauchte. Es war am Ausgang eines Sabbat mitten in den dreißig Trauertagen nach dem Tode meines älteren Bru-

<sup>1)</sup> Ein Kleidungsstück, das fromme Juden unter dem Rock tragen und an dem Fizzith, Schaufäden, befestigt sind, auch „Arbah Kanfoth“ genannt.

ders Davidl. Meine Mutter wollte keinen Trost annehmen, war er doch ihr Nesthäkchen gewesen. Drei Brüder hatte ich. Der älteste, Simche — Gott hab' ihn selig — war damals schon verheiratet, junger Schächter in der Stadt, mit dem Lehrzeugnis des Rabbi in der Tasche. Noch genauer als er wußte Salomo in der Thora Bescheid, obwohl er noch klein war. Heute sind sie beide schon tot. Aber unser Davidl hätte sie alle übertroffen, wenn er nicht gestorben wäre. Das ist nun einmal die Art des Todesengels: gerade die Besten holt er sich immer. Ich war — warum soll ich es nicht sagen — ein Nichtsnutz. Das Thorastudium lag mir nicht sehr. Meiner Mutter ging der Tod meines Bruders sehr nahe, und sie weinte oft darüber. Heulen können die Weiber alle gut. Ich bin zu der Erkenntnis gekommen: die Fische wurden aus Sumpf geschaffen und die Weiber — aus Tränen. Vater schalt sie, aber sie lehrte sich nicht daran. Über ihr Davidl klagte sie Tag und Nacht: wer hatte dem Todesengel Macht über ihn gegeben?

Und als an demselben Sabbatausgang mein Vater das Licht in dem letzten Tropfen des Sawsdolohbechers ausgelöscht hatte, wandte er sich zu meiner Mutter und sagte:

Wahrlich, der Mensch geht irre, solange er lebt!

Er sündigt vor dem Herrn, denn er weiß ihm nicht für das Böse zu danken, das doch aus dem Born seiner Gnade quillt.'

Mutter verstand nicht, was er meinte, und setzte eine fragende Miene auf.

„Der Häscher ist in der Stadt“, erklärte der Vater.

„Der Häscher?!“ schrak Mutter zusammen.

„Aber er fängt nur von Vierern aufwärts.“ Vierer, Fünfer usw. nannte man die Familien, in denen vier, fünf und mehr Söhne waren.

„Wir sind jetzt nur Dreier! Hörst du, Frau? Nur drei Söhne haben wir noch! Unser Haus ist frei von der Dienstpflicht. Siehst du jetzt die Gnade des Höchsten? Hast du noch Klagen gegen ihn?“

Das war damals so Brauch: Jede jüdische Gemeinde war verpflichtet, dem Kaiser eine bestimmte Anzahl Rekruten zu stellen. Diese Anzahl forderte man von den Sippen ein. Jede Sippe verteilte nun ihrerseits diese Zahl auf die einzelnen Familien, aus denen sie bestand, aber so, daß nicht jede Familie einen Rekruten zu stellen brauchte. Die kinderreichen Familien traten für die kinderarmen ein, die Fünfer beispielsweise für die Vierer, die Vierer für die Dreier uff.

Mutter blickte auf uns, wie ein Adler auf seine

aus dem Nestbrande geretteten Jungen, und ihre Augen füllten sich mit heißen Tränen. Aber das waren nur die letzten Tränen über Davids Tod. Vater schalt nicht über diese Tränen. Fühlten wir doch alle in diesem Augenblick, daß Davidl ein vollkommener Zaddik<sup>1)</sup> gewesen war. Er war gestorben, um seinen Bruder aus der Hand des Häschers zu lösen. Mir schien es damals, als ob die Seele Davids durch das Gemach schwebte, alles hörte und wußte, daß wir uns über seinen Tod freuten —, und ich schämte mich.

Am folgenden Tage ging ich voll Stolz in den Cheder. Ich prahlte vor meinen Kameraden, daß ich ein Dreier war. Die Vierer beneideten mich; die Fünfer sahen scheel auf die Vierer; wir alle waren neidisch auf die, die nur einen oder gar keinen Bruder hatten. Wir kleinen dummen Jungen, die bis jetzt von der Welt noch nichts wußten, merkten schon, wie sehr leibliche Brüder einander hinderlich und unbequem sein können.

Es war damals Sommersanfang. Von den Lehrern wurden wir streng verwarnt, nur ja im Zimmer zu bleiben und in dieser gefährlichen Zeit nicht zu viel auf die Straße zu gehen. Aber das

---

<sup>1)</sup> Ein frommer, ja heiliger Mann.

konnte kein Kind an schönen Sommertagen aushalten.

Der Häscher, der inzwischen wirklich in der Stadt angekommen war, hatte es zunächst auf den Schwiegersohn des reichen Reb Jossel abgesehen. Der junge Bräutigam selbst hieß Awremel Horwitz, ein feiner junger Mann, eine Perle von einem Menschen, der aus Polen als Flüchtling in unsere Stadt gekommen war und in einer Chassidimklausur Thora lernte. Viel Geld hatte es dem seligen Reb Jossel gekostet, bis es ihm gelang, ihn als Schwiegersohn zu gewinnen.

Nun kam der erwähnte Häscher aus irgendeiner Stadt in Polen, um Awremel auf Rechnung der Familie Horwitz in seine Heimat zu holen. Als er seine Hand auf Awremel legte, erbebt die ganze Stadt. Der hochwürdige Rabbi ließ selbst den Häscher zu sich kommen und versprach ihm einen guten anderen Fang an Stelle von Awremel. Sie fingen also an, nach Verwandten von Horwitz zu suchen, und fanden unsere Familie heraus. Bis dahin wußte ich noch nicht, daß mein Vater dort unten Verwandtschaft hatte. Die Sache wurde von ihnen selbstverständlich geheimgehalten. Aber es gibt kein Geheimnis, das vor den klaren Augen einer Mutter Bestand hätte. Sie roch den Braten, nahm mich — ich weiß nicht warum gerade mich —

eilte mit mir ins Haus des Rabbi und goß einen Strom von Anklagen über ihn aus.

„Ist das Gerechtigkeit, Rabbi? Habe ich etwa dazu meinen Sohn geboren und erzogen, um ihn zum Ersatz für einen hergelaufenen Awremel herzugeben?“

Der Rabbi seufzte, blickte zu Boden und setzte ihr auseinander, besagter Awremel sei keineswegs irgendein hergelaufener Awremel, sondern ein Juwel, ein ausgezeichneter Talmudkennner mit einem großmütigen Herzen und dazu bestimmt, einst ein Großer in Israel zu werden; es sei doch nicht recht, so ein Juwel auf die Straße zu werfen, wenn es nicht unbedingt notwendig wäre. Und hier sei ja ein Vertreter vorhanden. Und außerdem — fügte er hinzu — ist Awremel schon verheiratet und Vater eines kleinen Kindes. „Wo ist da die Gerechtigkeit?“ fragte er nun seinerseits. Sie wandte ein, daß man bisher noch nicht wissen könne, ob ihre Kinder nicht auch ‚Juwelen‘ sein würden, wenn sie erst herangewachsen wären. Und weiter betonte sie, auch sie backe Barches, zünde Sabbatlichter an und halte alle Gebote genau so sorgfältig wie Awremels Mutter. Und wieder klagte, wieder weinte sie, bis auch der Rabbi weich wurde. Vor einer Frau hielt er nicht stand.

Da nahm meine Mutter mich und meinen Bru-

der Salomo, brachte uns auf den Boden des Hauses und verbot uns strengstens, auf die Straße zu gehen.

Der Alte hielt inne und seufzte leise; dann fuhr er fort:

„Viel war ich selbst schuld daran; ich war ein wilder Junge und gehorchte meiner Mutter nicht. In dem Gäßchen, wo wir wohnten, hatte ein Gastwirt namens Bandit seine Schankstube. In seinem Keller waren ausgezeichnete Weine; daher verkehrten bei ihm ständig viele Offiziere und Beamte, die es nicht für unter ihrer Würde hielten, in diesem ärmlichen Seitengäßchen eins zu trinken.

Eine einzige Tochter hatte Bandit; sie soll sehr schön und gebildet gewesen sein. Ich kannte sie nicht. Zu meiner Zeit sprach man nur von ihrer Schande. Sicherlich liebte ihr Vater sie sehr. Gibt es denn überhaupt einen Vater, der seine Kinder nicht liebt. Und dazu noch eine solche Tochter, die jedermann gern hatte! Und eines Tages — ich selbst erinnere mich nicht daran, aber so erzählte man — lief sie plötzlich aus dem Hause ihres Vaters weg und ließ sich taufen. Und nach vielen Jahren, als ihr Vater gestorben war, kehrte sie in unsere Stadt zurück, um ihr Erbteil zu holen. Das war an demselben Tage, da wir auf dem Hausboden versteckt wurden. Eine richtige kleine Revolution

brach in der Stadt los. Aus allen Straßen eilte man in unser Gäßchen, um sich die Abtrünnige anzusehen, die ein jüdisches Erbe in Empfang nehmen wollte. Der Lärm drang bis in unser Versteck, eine wilde Lust überkam mich, hinauszugehen und sie mir auch einmal anzusehen. Ich hätte ihr fluchen, ins Gesicht spucken wollen. Mir schien es, als sei ich kleiner Jude für diese Verräterin mit verantwortlich. Ich konnte mich nicht beherrschen und ging hinaus. Als ich schon auf der Straße war, bekam ich plötzlich Angst vor dem Häscher. Jeden Fremden, den ich traf, hielt ich für den Häscher. Ich machte mich ganz klein, drückte mich an die Häuser und wußte nicht, wo ich mich verstecken sollte.

Da kam mir ein Mann entgegen; sein mächtiger Bart und seine gekräuselten Stirnlocken sagten mir, daß er ein redlicher Mann sein mußte. Ich blickte flehentlich zu ihm auf. ‚Was fehlt dir, mein Junge?‘ fragte er mich herzlich. Ich fing an zu weinen: ‚Ich fürchte mich so vor dem Häscher.‘ ‚Was ist dein Vater?‘ Ich sagte es ihm.

‚Komm mit mir, ich will dich in Sicherheit bringen, Kind. Hab’ keine Furcht! Ich bin doch dein Onkel. Oder kennst du mich vielleicht nicht?‘

Er faßte mich bei der Hand, und ich ging hinter ihm her. Die Straßensjungen sahen mir entsetzt

nach. Wir trafen Nachbarinnen meiner Mutter. Sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und begannen zu weinen.

„Warum weinen sie“, fragte ich mich erstaunt.

Da beugte der Mann sich zu mir herunter und flüsterte: „Willst du Bonbons? Onkel hat einen ganzen Haufen. Oder tun dir deine Füße weh? Onkel wird dich gern auf den Arm nehmen.“

Sobald ich nur das Wort „Bonbons“ hörte, wurde mir klar, daß er der Häfcher sein mußte, und ich suchte, ihm schleunigst zu entfliehen. Aber der „Onkel“ hat mich schon mit seiner breiten Hand fest gepackt. Ich schrie fürchterlich. Wir waren nicht weit von unserem Haus. Die Bewohner des Gäßchens scharten sich um uns. Die einen lärmten und brüllten, die anderen drohten mit Stöcken. Ich erkannte auch die Stimme meiner Mutter darunter und faßte wieder Mut. Denn die Stimme einer Mutter hat einen besonderen Klang für ihre Kinder. Selbst wenn einem das Messer schon an der Kehle sitzt, wird man wieder hoffnungsvoll, sobald man sie hört.

Sie bahnte sich einen Weg zu uns und fiel wie ein wildes Tier über den Häfcher her. Sie schlug, kniff, kratzte, biß und riß ihn an Bart und Kleidern. Aber er ließ mich nicht los. Was hat denn auch eine Frau für Kraft in ihren Armen? Ihre

Nachbarinnen machten gemeinsame Sache mit ihr, eine, zwei, drei, und halfen ihr, mich aus seiner Hand zu befreien. Aber was sind drei Frauen gegen einen starken Mann? Dreimal gar nichts.

Es war gerade um die Mittagsstunde. Da heckte eine der Nachbarinnen einen listigen Kriegsplan gegen ihn aus. Sie liebte wahrlich weder mich noch meine Mutter sehr: sie zankten sich andauernd. Aber gerade deshalb war sie vielleicht geeigneter, in diesem schweren Augenblicke Rat zu schaffen, weil sie nicht so gänzlich kopflos war. Sie ging in ihr Haus, nahm in die eine Hand einen Topf gerösteter Graupen vom Feuer, der zum Mittagessen bereit stand, und in die andere Hand einen Topf kochendes Wasser. Damit näherte sie sich dem Häfcher von hinten, schüttete die heißen Graupen auf die Hand, die mich festhielt, und goß das kochende Wasser darüber. Ein furchtbarer Schrei entfuhr der Kehle des Häfchers, und ich war frei.“

Die Pfeife ging allmählich aus, und damit versiegte auch der Redestrom des guten Alten. Das ist nun einmal so seine Art: er kann nur erzählen, wenn es um ihn herum ordentlich qualmt, bis weder er seine Zuhörer sehen kann, noch seine Zuhörer ihn. Auf diese Weise wird es ihm leichter, sich selbst wieder als Kind in seiner Jugend zu sehen.

Inzwischen hatten die Pferde haltgemacht und mahnten uns, daß ein hoher, langer Berg vor uns lag, daß wir also wieder einmal das Vergnügen hatten, ein bißchen im Schlamm zu spazieren. So mußten wir uns dem Willen der Vierfüßler unterordnen und stiegen ab.

## 3.

Wir gingen zu Fuß neben dem Wagen her. Der Alte stopfte sich eine neue Pfeife, hüllte sich wieder in Rauch und kam auf seine Erzählung zurück.

„Ich weiß nicht, was mir in diesem Augenblick geschah; wer mich packte, und wohin man mich führte. Wie mir scheint, hatte ich die ganze Zeit die Besinnung verloren, und als ich erwachte, befand ich mich auf freiem Felde nahe der Stadt, mitten in einer Schafherde. Neben mir stand mein Bruder Salomo, den ich nur schwer erkannte, weil er wie ein kleiner ‚Russe‘ angezogen war: weißes Hemd, leinene Hosen und einen roten Gürtel um die Hüften. Ich betrachtete meinen Bruder, mein Bruder mich. Sicher erkannte auch er mich nur schwer, weil ich auch so angezogen war. Vor uns stand ein Junge und lachte uns herzlich an wie

ein freundlicher Wirt. Das war ein kleiner Hirt, der über die Winterszeit im Judenviertel der Stadt diente, um am Sabbat das Feuer in den Häusern in Brand zu halten, und daher auch etwas jüdisch plappern konnte; und im Sommer hütete er die Schafe der Dorfleute aus der Umgegend der Stadt.

Meine Mutter stand über uns und küßte uns tränenüberströmt. Sie ließ uns Brot und Salz da und schärfte uns ein: ‚Sprecht um Gottes willen nicht jüdisch, Kinder, damit man nicht auf euch aufmerksam wird. Hier bleibt ihr verborgen, bis der Häscher aus der Stadt ist, hört ihr wohl?‘ Sie hatte gut reden: spricht nicht jüdisch. Konnten wir denn eine andere Sprache?

Ich verstand, daß das ein besonders feiner Schlupfwinkel sein mußte, ein Schlupfwinkel unter freiem Himmel. Fort war ich aus den engen Häusern, den Böden und Kellern, um mich draußen zu verstecken, zwischen Himmel und Erde. Fort war ich aus der schützenden Finsternis, um mich im vollen Licht des Tages zu bergen. Und in der That, sollte ich mich etwa vor dem Licht hier fürchten, vor Sonne und Mond oder vor den Schafen? Ich war doch vor Menschen geflohen.

Meine Mutter nahm Abschied und ließ uns unter der Vormundschaft des Hirten. Der kleine Hirte war ein guter Bursche und hütete uns treu. Jedes-

mal, wenn er einen fremden Mann sah, der auf uns zukam, rief er schon von weitem:

„Diese Jungens sind keine Juden, wahrhaftig — sind keine Spur Juden.“

Der fremde Mann, der sich uns näherte, war aber nicht der Häscher, wie wir anfangs vermutet hatten; es war ein Schlächter, der einige Lämmer kaufen wollte.

Die Sonne ging unter. Schwer kam es mir an, zum ersten Male eine Nacht unter freiem Himmel zu verbringen, wo doch keine „Mesusah“<sup>1)</sup> war. Ich fühlte mit meiner Hand unter die Jacke und tastete nach meinen Fizzith. Es kam mir vor, als ob auch sie sich verstecken wollten, sie zitterten in meiner Hand.

Finster wölbte sich der Himmel über mir. Die Sterne schienen sich mir zu den verschiedensten geheimnisvollen Zeichen zu vereinigen, deren Sinn ich nicht erraten konnte. Aber ich ahnte in ihnen nur Böses. Flüstern und Summen drang zu mir — woher, wußte ich nicht. Ich sah Funken; zuerst war ich überzeugt, es seien nur Sterne, die sich in dem nahen Flusse spiegeln. Aber dann glaubte ich, daß weder Fluß noch Sterne da seien. Der Glanz des Flusses kam mir vor wie der Leib eines

<sup>1</sup> Wie sie an den Türpfosten jüdischer Wohnungen befestigt sind.

liegenden Riesen und jene Funken wie seine leuchtenden Augen. Ich warf einen Blick auf die Herde, und es sah aus, als ob keine Schafe dort ständen, sondern lauter andere Wesen. Sie wurden immer größer, näherten sich einander, ballten sich zu Haufen und lösten sich wieder. In meinem erregten Geist sah ich sie als Riesen, die nur am Tage wie fromme Schafe einherschritten waren, um bei Nacht ihre eigentliche Gestalt wieder anzunehmen. Wie ich wußte, lag hinter mir ein großer Wald. Und im Walde haufen alle bösen Geister, das weiß doch jedes Kind.

Sssss — hörte ich plötzlich.

Ich begann zu weinen.

„Warum schläfst du nicht?“ fragte mich der kleine Hirte in gebrochenem Jüdisch.

„Ich fürchte mich so.“

„Wovor denn?“

„Vor, vor dem Walde.“

„O, wenn's nur das ist“ — tröstete mich der Hirte in seiner gebrochenen Sprache, „wir haben gute Hunde bei uns.“

Eine „Mesusah“ brauchte ich oder irgendein Amulett zum Schutz vor den bösen Geistern. Und dieser Einfaltspinsel tröstet mich mit wilden Hunden.

Der Bursche ließ einen Pfiff ertönen, und die

ganze Herde geriet in Aufregung, als ob die Erde sich gespalten und Scharen von Hunden aus der Hölle losgelassen habe. Sie erhoben ein ohrenbetäubendes Geheul. Mir schien es, als ob sie mit den Waldgeistern kämpften und sie aus unserer Nähe vertrieben.

Das Bellen der Hunde verminderte meine Furcht ein wenig. Zum mindesten war ich von der Angst vor der unheimlichen Stille befreit. Mir persönlich war das Gekläff überhaupt nicht unangenehm. Denn ich war doch selbst Herr eines kleinen Hundes, den ich ohne Wissen meiner Eltern bei uns zu Hause aufgezogen hatte. Aber wie böse war mein Bruder Salomo dagegen dran. Man bedenke doch: ein jüdischer Junge, der eine Heidenangst vor Hunden hat, muß ausgerechnet Schutz bei heulenden Hunden suchen.

So blieben wir einige Tage unter freiem Himmel in goßschen Kleidern verborgen. Aber schließlich sahen meine Eltern doch ein, was sie nicht einsehen konnten, als der Rabbi mich als Ersatz für Awremel, das Juwel, hergeben wollte: Mein seliger Bruder Ssimche nämlich wurde aufgegriffen. Nun war er nicht nur ein beliebter Schächter und ausgezeichnete Lehrer in seiner Gemeinde, sondern noch dazu verheiratet und Vater von vier Kindern. Und jetzt wurde es anscheinend auch

meinen Eltern klar — wie dem Rabbi schon früher —, daß es nicht recht und billig sei, meinen Bruder, diese Perle, ins Heer zu stecken, während ich, der Wildfang, der Halbidiot, der mit Hunden spielte, zu Hause bleiben sollte.

Nach einigen Tagen kam meine Mutter und holte uns wieder nach Hause. Das übrige hatten andere schon besorgt.“

Der Alte unterbrach seine Erzählung. Das Aufwärtssteigen strengte ihn an und er keuchte schwer. Als wir oben angelangt waren, wandte er sich nach dem Abhang um und richtete sich auf.

„Das ist ein erprobtes Mittel,“ riet er mir wohlwollend, „wenn Euch der Weg den Berg hinauf schwer wird, seht Euch um und werft nur einen Blick nach unten, und Ihr werdet sogleich wieder frisch.“

## 4.

Der Wagen war hinter uns zurückgeblieben, und wir standen und warteten, bis er uns erreichen würde. Der Alte holte Atem und fuhr fort:

„Ins Gefängnis brachten sie mich. Ich war nicht allein dort. Viele junge Burschen, noch im Anabenalter, wurden dorthin gebracht. Die einen wein-

ten, die anderen sahen mich erstaunt an. Man erzählte uns, daß wir morgen aus der Stadt fortgeschafft werden sollten.

Und weiter erzählte man uns, der Rabbi habe zu uns kommen wollen, aber man habe es ihm nicht erlaubt.

Ein naiver, redlicher Mann war unser seliger Rabbi. Ein so naiver Mann, daß kein noch so listiger und grausamer Betrüger es hätte mit ihm aufnehmen können, wenn er einmal gezwungen war zu betrügen. Was tat er also? Er zog sich ‚gojisch‘ an, ging auf die Straße und schwankte und stolperte umher wie ein Betrunkener. So trafen ihn die Nachtwächter, hielten ihn an und fragten: ‚Was ist dein Geschäft?‘ ‚Ich bin ein Dieb‘, antwortete der Rabbi. Da griffen ihn die Wächter auf und steckten ihn ins Gefängnis.

Die ganze Nacht weilte der Rabbi bei uns und sprach uns in der Finsternis gut zu. Nur mit Mühe hielt er die Tränen zurück.

Er erzählte uns, als die Söhne Jakobs den frommen Joseph verkauften, hätten sie das nicht aus freiem Willen getan, sondern weil der Himmel es ihnen eingegeben habe; Joseph sollte nämlich nach Ägypten kommen, um die Ägypter zu lehren, daß es einen einzigen Gott und ein einziges Volk Israel in der Welt gibt.

Er prüfte uns, ob wir ‚Modeh ani‘ und ‚Schma jisroel‘ auswendig könnten. Er teilte uns mit, man würde uns weit, weit weg führen. Und dort würden wir lange, lange weilen, und wenn wir erwachsen wären, würden wir Soldaten.

Er schärfte uns ein, kein unreines Fleisch zu genießen und den Gott Israels und das Volk unserer Väter nicht zu vergessen, selbst ‚wenn man uns mit Skorpionen dreschen würde‘.

Er erzählte uns die Geschichten von den zehn Märtyrern zur Zeit Kaiser Hadrians, die ihr Leben der Heiligung des Namens geopfert hatten, und von der Mutter mit ihren sieben Söhnen, die hingemordet wurden, weil sie vor einem Götzengbild nicht niederfallen wollten, und noch viel ähnliches. Und er erzählte uns, daß all diese Heiligen mit dem Herrn im Paradiese weilen und sich am Strahlenglanz der Gottheit freuen.

In dieser Nacht beneidete ich jene Frommen sehr und sprach zu mir selbst: Möchte man doch auch mich zwingen, mich vor fremden Göttern zu beugen und Prüfungen auszuhalten; dann würde auch ich nach meinem Tode mich am Strahlenglanz der Gottheit freuen.

Und der Rabbi erzählte und erzählte Geschichten, streute viel Warnungen ein und lobte uns mehr, als wir es verdienten, bis daß ich glaubte,

ich sei wahrhaftig irgendein Pinchas ben Elieser und mit dem Herrn der Welt verwandt, der gerade mich aus meinen Genossen erwählt habe, Prüfungen zu bestehen.

Als der Morgen anbrach und der Gefängniswärter eintrat, wandte sich der Rabbi zu uns und sagte: „Meine lieben Kinder, wir müssen scheiden. Ich gehe meine Tracht Prügel in Empfang zu nehmen, weil ich auf krummen Wegen zu euch gedrungen bin, und ihr zieht aus in die Verbannung, um harte Prüfungen zu bestehen. Ich weiß nicht, ob ich noch leben werde, wenn ihr wieder dort; aber dort im Jenseits werden wir uns bestimmt treffen. Meine Kinder, möchte ich mich dann vor dem Throne des Allmächtigen euer nicht zu schämen brauchen.“

Die Worte machten einen tiefen Eindruck auf uns — und so schieden wir.

Man begann uns in Wagen zu packen. Viele von den Trotzköpfen, die versucht hatten, Widerstand zu leisten, wurden gebunden hineingebracht.

Wir erhoben alle ein lautes Geschrei. Ich hörte weder meine eigene Stimme noch die meiner Kameraden; alle Stimmen flossen in einem furchtbaren Schrei zusammen.

Frauen und Männer gingen hinter uns her, Mütter und Väter. Sicher weinten sie auch, nur hör-

ten wir ihre Stimmen nicht. Unsere ganze Heimat, die Stadt, das Feld, Himmel und Erde weinten mit uns.

Ich sah meine Eltern — und mein Herz füllte sich mit Groll gegen sie, der sich bis zum Haß steigerte. Denn ich hatte gemerkt, welch Tauschgeschäft sie mit mir angestellt hatten. Meine Mutter näherte sich mit den anderen Müttern unserem Wagen, sah mich an und schien meine Gedanken zu erraten.

Sie fiel ohnmächtig zu Boden.

Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht, als unser Wagen sein Gefolge schon weit hinter sich gelassen hatte. Diese Tatsache machte es noch besonders schwer, sie ins Leben zurückzurufen. Zorn, Mitleid und Wehmut erfüllten mich zu gleicher Zeit, und in Zorn, Mitleid und Wehmut nahm ich von meinen Eltern Abschied.

Wir weinten und weinten, bis wir vor Müdigkeit verstummten.

Da drang uns mit einemmal neues Geschrei zu Ohren, wie Geschrei von Kindern. Wir vermuteten, es sei ein neuer Wagen eingefangener Kinder, und begannen wieder zu weinen.

Aber bald sahen wir unseren Irrtum ein: Es war nur ein Wagen voller Lämmer, die zur Schlachtung geführt werden sollten.

Den ganzen Tag lang aßen wir selbstverständlich nichts, obwohl die vorsorglichen Mütter uns Wegzehrung an die Wagen gebracht hatten. Die Sonne ging in einen Tränenschleier gehüllt unter, die Nacht brach herein. Der Gefangenenwärter befreite die Trozköpfe, die gebunden in den Wagen gebracht worden waren, von ihren Fesseln. Er war sicher, daß sie nun nicht mehr ausreißen würden.

Wir schliefen ein. Aber immer wieder schrak einer von den Eingefangenen auf und begann zu jammern: erst leise, hernach ganz laut. War der eine fertig, fing der zweite an, dann der dritte, der vierte, bis wir wieder alle zusammen in lautes Wehklagen ausbrachen. Selbst der Wächter konnte unser Weinen nicht ertragen und drohte uns mit Scheltworten und Peitsche. Das war ein Weinen, wie es in der Schrift steht: 'Weinen, gar weinen wirst du in der Nacht.'

Der Morgen brach an und fand uns wach. Wir warteten alle auf ihn; wir glaubten, er würde uns erlösen. Die Engel Gottes würden zu uns heruntersteigen wie zu unserem Erzvater Jakob und vor unseren Augen an dem Wächter Rache üben und uns befreien. Aber als die Sonne nun aufging, brachte sie uns nur Hunger. Und von diesem Augenblick an begann jeder einzelne von uns zu

seufzen und zu stöhnen. Unser Klagen klang beinahe wie Rabengekrächz und Hundegebell; solche Gewalt hat der Hunger. Und als der Wächter uns von unserem Vorrat Brot zuteilte, aßen wir gierig und wurden satt. Und dann wurde der eine dem anderen unbequem, da wir so eng zusammengepfercht in dem Wagen saßen. Ich fing an, über meinen Nachbar zu murren, der auf meinen Beinen saß. Dieser wieder war böse über mich, weil ich ihn mit der Schulter drückte. Wir warfen beide stumme bittende Blicke auf den Wärter, als wollten wir sagen: „Rette mich vor meinem Bruder.“

Ein fröhliches Erlebnis hatte ich an diesem Trauertage. Ich sah mich einmal um und siehe da: mein Hund „Kläffer“ folgte unserem Wagen. „Oh, du armer, dummer Kläffer,“ rief ich prahlend, trotz meines Kummers, „du denkst wohl, ich fahre zu einem Festmahl; in die Verbannung werde ich geschleppt — und da läufst du hinter mir her.“

Wie Kinderlachen klang das Lachen des alten Samuel; als ob jetzt eben die Geschichte sich vor seinen Augen abgespielt habe, als ob in der Tat an der Sache etwas Lächerliches sei. Inzwischen war der Wagen auf dem Gipfel des Berges angelangt, wir stiegen auf und begannen uns zu drücken und zu ärgern wie damals die armen Jungen.

Der Alte warf einen Blick auf seinen Sohn, der ihm gegenüber saß, einen zärtlichen, liebevollen Blick unter seinen langen buschigen Augenbraunen hervor. Schön war dieser zärtliche Blick aus dem harten Gesicht: der Blick einer Mutter aus strengen Vateraugen; er machte ihm seinen Sitz zurecht, machte es ihm bequem und verstummte.

## 5.

„Ich überspringe vieles aus der Zwischenzeit,“ begann der Alte nach einer Weile wieder, „Fahrten, Aufenthalte, wieder Fahrten, Märsche mit geschwellenen Füßen — das alles ist nicht von Bedeutung. Ofters überschüttete uns der Wächter mit wütenden Flüchen und Verwünschungen und schwang die Peitsche: ‚Ihr Teufelkerle, was geht ihr mich eigentlich an, daß ich mich mit euch plage und schinde.‘ Ein Körnchen Wahrheit war in seinen Worten, ob mit oder ohne unseren Willen waren wir doch schuld an seinem Ärger. Wären wir z. B. voriges Jahr gestorben oder selbst jetzt — sofort wäre unser Herr Wächter der Aufsicht über halb stumme Kinder ledig gewesen, wie der Strazpazen der Reise und der Qual, immer wieder das

Weinen von Kindern zu hören, die man den Armen der Mutter entrissen hatte. Meint ihr, es sei leicht und angenehm, immer als grausamer Väterich in den Augen von Kindern zu erscheinen? Als ich heranwuchs und im Heere diente und junge Untergebene kommandierte, konnte ich den Kummer dieses Wächters nachfühlen.

Heute, da ich schon viele Erfahrungen gesammelt, da ich schon, wie man zu sagen pflegt, ‚Feuer und Wasser‘ hinter mir habe, muß ich gestehen, daß ich keinem von all denen Groll nachtrage, unter deren Faust ich zu leiden hatte. Es gibt viele von jenen Gepreßten, die z. B. über die Peitsche schimpfen. Allerdings, für jedes Vergehen, für jeden Trotz — mochte man nun vor einem Kreuz nicht anbetend niederfallen oder kein Schweinefleisch essen, oder wurde man beim Jüdisch-Beten oder Jüdisch-Sprechen ertappt — erhielt man Peitschenhiebe: zwanzig, dreißig, vierzig Hiebe, und manchmal mußte man auch eine Tracht von fünfzig entgegennehmen. Aber stellt euch doch einmal selbst vor: konnten sie etwa anders mit uns umgehen? Man übergibt Hunderte von jüdischen Kindern, die auch nicht ein Wort Russisch verstehen, einem russischen Beamten, der auch nicht eine Silbe Jüdisch versteht. Er sagt zu einem ‚setz dich‘, und er bleibt stehen. Sagt er zu einem ‚zieh mir die Schuhe aus‘,

geht er fort und wäscht sich die Hände; wie Vieh, wie stumme Schafe mußte man uns behandeln! Nur die Peitsche verstanden wir gut; durch die Peitsche lernten wir die Befehle unserer Vorgesetzten ausführen, wenn sie nur mit den Augen winkten.

Ebenso schimpften viele von den Gepreßten über die Rekrutenbadestube, die wir ‚Hölle‘ nannten. Das war allerdings etwas Furchtbares: Man wählte Rekruten aus, die frische Narben am Körper hatten, bestrich sie mit Pech und stellte sie nackt auf das oberste Stockwerk der Badeanstalt, während unten eine Schar Unteroffiziere mit Peitschen in der Hand stand. Der Kessel kocht, die Steinfliesen glühen, der Bademeister füllt Krüge mit dem siedenden Wasser und gießt sie andauernd auf die Steinfliesen aus. Die Hitze wird immer stärker, steigt nach oben, dringt unter die Haut und brennt und sticht ins Fleisch. Furchtbar ist der Schmerz, der Atem fängt an zu stocken. Brandwunden über Brandwunden. Man erstickt fast. Soll man hinabspringen? Mit Peitschen werden sie einen empfangen!

All das ist wahr; aber taten sie es etwa aus Grausamkeit? Die Sache liegt ganz einfach: wir waren jüdische Kinder, die man aus den Armen der Mutter gerissen hatte. Wir waren gewohnt,

daß uns unsere Mutter jeden Erw Schabbes von Kopf bis zu Füßen sorgsam wusch und badete und uns frische Wäsche und saubere Gewänder anzog — und nun waren wir in die Verbannung geführt worden. Tage, Wochen, Monate waren vergangen, Straßenstaub, Schweiß, Schmutz und Nachtlager auf der bloßen Erde hatten uns nicht gerade sauberer gemacht; Wäsche hatten wir nicht gewechselt, und mit Wasser hatte unser Körper keine nähere Bekanntschaft gemacht, bis wir so beinahe vom Ausatz befallen wurden und in jenen Raum kommen mußten, den man ‚Hölle‘ nannte.

Ich will mich kurz fassen: Viele von uns wurden irgendwohin verschickt. Viele wurden krank und starben auf der Reise, und viele wurden auf die Dörfer unter die Bauern verteilt, die sie erziehen sollten, bis sie alt genug zum Heeresdienst wären. Zu diesen gehörte ich. Nach vielen mühseligen Reisen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf — ich weiß nicht, wieviel Monate oder gar Jahre während dieser Wanderungen verstrichen —, wurde ich im Dorfe N. abgeliefert, und zwar an Peter Simonowitsch Chalpow und seine Frau Anna Petrowna.

Dieser Peter war ein Christ in mittleren Jahren, kein einfacher Landmann und kein bedeutender Adliger. Er war Schreiber auf dem Gemeindeamt.

Damals war das eine leichte, einfache Arbeit, die einen ausreichenden Verdienst abwarf.

Söhne hatte er nicht, nur eine Tochter namens Marjuscha, ungefähr vierzehn Jahre alt, sehr hübsch, fröhlich und wild.

Wir Gepreßten in den Dörfern mußten uns jeden Tag vor dem Hause unseres Hauptmanns versammeln, der in jenem Dorfe seinen ständigen Wohnsitz hatte, um von unserer frühen Jugend an gedrillt zu werden. Doch blieb ich auf die Bitte meines Patrons von diesem Dienst befreit, weil er in mir eine Hilfe in Haus und Hof zu finden hoffte. Trotzdem mußte ich auch einmal in der Woche auf den Exerzierplatz kommen.

Nur dem Verdienst meiner Ahnen glaubte ich es zu verdanken, daß ich in den Schutz der Chalpows kam. Peter war immer nur kurze Zeit zu Hause, den größten Teil des Tages verbrachte er auf dem Gemeindeamt bei seiner Arbeit und den Rest in der Schenke des einzigen Juden im Dorfe, unseres Moschke, wie er bei Chalpows hieß. In der kurzen Zeit, da er zu Hause weilte, gab er sich mit mir ab und war zu mir sehr freundlich, besonders aber, wenn er trunken aus der Schenke kam. Vielleicht hoffte er, mich an Sohnes Statt anzunehmen, weil er selbst keine Söhne hatte. Er malte mir den Heeresdienst in den schönsten Farben aus:

Wenn du groß sein wirst, sagte er oft, wirst du Offizier werden, und vielleicht noch mehr als Offizier. Einen prächtigen Degen wirst du tragen. Soldaten werden in langer Reihe vor dir aufmarschieren. Große Kriegstaten wirst du vollbringen, wirst gar vor dem Kaiser stehen.

Und Geschichten erzählte er mir, Kriegsgeschichten, in russischer Sprache, die ich schon etwas gelernt hatte. Die Geschichten erschienen mir schön, soweit ich sie verstand, und noch schöner — da wo ich sie nicht verstand. Denn dann stand mir frei, aus ihnen herauszuhören, was ich wollte, und sie nach Gutdünken auszufüllen und zu ergänzen. Wenn ihr ein Liebhaber von Geschichten seid, so hört nie bei Geschichten zu, die schon im voraus alles fein ordentlich vor einem ausbreiten. Nur in der Art, wie Peter Chalpow sie erzählte, sind solche Geschichten schön. Kurz und gut, er war immer sehr freundlich gegen mich.

Im Gegensatz zu ihm war Anna ein böses, schweigsames Weib. Niemals ging sie zu ihren Nachbarinnen, und auch jene besuchten sie selten. Man erzählte hinter ihrem Rücken, sie sei hochmütig und heuchlerisch. Wenn Peter nüchtern war, fürchtete er sie wie eine. All ihre Stärke lag in ihren Augen. Wenn sie ihre Blicke auf den großen Helden richtete, der eine unbegrenzte Herrschaft im

ganzen Dorfe ausübte, wich seine Kraft sofort von ihm. —

Und diese Anna sah mich immer böse mit ihren scharfen Augen an. Niemals rief sie mich mit meinem Namen. ‚Judenjunge‘ sagte sie oft zu mir, und der Name ‚Judenjunge‘ hatte in ihrem Munde einen besonderen Klang, so voll offenem Spott und unterdrücktem Haß.

Unter den Verordnungen, die die Gepreßten von ihren Vorgesetzten empfangen, befanden sich auch folgende: nicht jüdisch zu reden, kein jüdisches Gebet zu beten, jeden Tag ein vorgeschriebenes Gebet vor der heiligen Mutter und dem Kreuz herzusagen und verbotene Speisen zu essen.

Auf die ersten legte Anna großen Wert und achtete peinlich darauf, ob ich sie auch befolgte. Bei den letzten zeigte sie sich mir entgegenkommender; denn sie nährte mich mit Brot und Gemüse, aber nur aus Geiz. Einmal gab sie mir Fleisch, aber ich wollte nicht essen. Da goß sie die ganze Schale ihres Ternes über mich aus und wollte sich beim Hauptmann beschweren. Mit Mühe und Not hielt sie Peter von dieser grausamen Handlung zurück. Er legte mir seine Hand auf die Schulter und sagte: ‚Wenn er groß wird, wird er schon vernünftig werden.‘ Zum ersten Male hatte man mich zum Fleischessen verleiten wollen, aber ich hatte

mich standhaft geweigert. Hernach beschloß sie wiederum, mich bei der Behörde anzuzeigen. Damals wurde nämlich bei einer solchen Verfehlung ein anderer Gepreßter ergriffen, den ich bisher nicht kannte — Jakob war sein Name. Sein Patron führte Klage über ihn, weil er ein jüdisches Gebet spreche und kein Fleisch essen wolle. Er wurde zu zwanzig Geißelhieben verurteilt. An alle Leidensgenossen erging der Befehl, der Züchtigung dieses Sünders beizuwohnen.

Später gewöhnten wir uns an solche Schauspiele. Aber beim erstenmal war der Anblick entsetzlich für uns. Stellt euch selbst vor: ein ungefähr fünfzehnjähriger Junge wird vorgeführt. Man zieht ihm die Kleider aus und legt ihn mit dem Gesicht nach unten auf die Erde. Einer setzt sich ihm auf die Beine, ein anderer auf den Nacken, zwei stehen auf beiden Seiten einander gegenüber mit Reisigrueten in der Hand. Zehnmal müssen sie beide zuschlagen, bis die Zahl zwanzig voll wird.

Ich betrachtete das Gesicht des Liegenden, es war weiß wie Kalk. Um seine Lippen zitterte ein Glitzern, vielleicht betete er: „Er ist barmherzig“.

Sie erhoben die Ruten. Ein entsetzlicher Schrei... Striemen, Hautfetzen... Schreie... Zählen: eins, zwei, drei... Schreien... plötzliches Verstum-

men... wieder Schreien... wieder Verstummen... vier, fünf... halt.

Der Unteroffizier teilte in seiner Milde und Langmut die Strafe in zwei Teile. Er war so gnädig, denn der Gepeitschte war ohnmächtig geworden. Man trug Jakob ins Lazarett und bemerkte wohl, daß ihm noch zehn Hiebe bevorstanden, wenn er wieder bei Kräften sei. Ich lehrte nach Hause zurück.

Hätte mir Anna an diesem Abend Schweinefleisch zu essen gegeben, ich weiß nicht, was ich getan hätte. In der Nacht erschien mir der alte Rabbi im Traum. Es kam mir vor, als stände er gebeugten Hauptes an meinem Lager, und Tränen fielen aus seinen Augen.

Ich weiß nicht mehr, wie sich Marjuscha anfangs zu mir stellte. Ich erinnere mich nur des Blickes, mit dem sie mich begrüßte, als ich zum erstenmal ins Haus ihrer Eltern kam. Das war ein so fröhlicher, wilder, durchdringender Blick. Man kann ihn schwer mit Worten beschreiben. Als ob sie sagen wollte: ‚Gepriesen sei dein Kommen. Recht hast du getan, daß du gekommen bist. Ich möchte so gern mit dir meine schönsten Stunden verbringen.‘ Sie brauchte in der Tat einen Jungen wie mich, denn unter den Dorfmädeln hatte sie keine Freundin. Manchmal versank das schöne,

lustige Mädchen in tiefe Melancholie. Und dann konnte man sie kaum ohne Mitleid ansehen. Auf keine Weise konnte ihr ihre Mutter auch nur ein Wort entlocken. Blicke ich sie an, so kam sie mir ganz verändert vor. Ihre Gesichtszüge ähnelten so sehr ihrer Mutter, als wäre sie in einem Augenblick um viele Jahre gealtert. Über ihr Gesicht breitete sich dann etwas, das sie von allen Menschen unterschied und sie deshalb mir vielleicht besonders nahebrachte. Ich brauchte in solchen Augenblicken nur aufzustehen und hinauszugehen und durfte sicher sein, daß sie mir folgen würde. Und dann überstieg ihre Fröhlichkeit und Ausgelassenheit alle Grenzen. So gewöhnten wir uns aneinander, bis auch ich oft schwere Stunden voll drückender Einsamkeit und Sehnsucht hatte.

Und am Morgen nach dem Tage, da ich der Züchtigung Jakobs beigewohnt hatte, kam es wie Wahnsinn über mich. Ich konnte nirgends Ruhe finden. Mein Herz drohte zu zerspringen. Fragen türmten sich in mir auf: 'Was tue ich hier? Warum bin ich hier? Was sind mir alle diese Menschen?' — Als ob ich gestern aus freiem Willen hierhergekommen sei.

Marjuscha beobachtete mich. Ich weiß nicht, vielleicht sah sie den Schmerz in meinem Gesicht. Ich bekam Sehnsucht, ihr meinen Kummer mitzu-

teilen, stand auf und ging in den Garten, der hinter dem Hause lag. Sogleich kam sie mir nach. Ich schüttete ihr mein Herz aus und erzählte ihr alles, was ich gestern erlebt hatte. Sie hörte schreckerfüllt zu:

„Warum haben sie ihn geschlagen?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Weil er jüdisch betete und kein Fleisch essen wollte.“

„Und warum wollte er nicht essen?“

„Es ist verboten.“

„Verboten?? Warum denn?“

Ich verstummte.

Auch sie schwieg. Dann legte sie mir ihre Hand auf die Schulter und sagte fröhlich wie immer:

„Dich werden sie nicht schlagen.“

„Woher weißt du?“

„Der Hauptmann kennt uns gut.“

„Und wenn deine Mutter mich anzeigt?“

„Wenn sie dich zu Schlagen verurteilen, werde ich sie an deiner Statt in Empfang nehmen.“

Sie lachte laut über ihre Worte. Das Lachen steckte mich an, und wir lachten beide, ohne zu wissen worüber.

Ich ging ins Haus — ein anderer Mensch. Von nun an fühlte ich mich diesem Mädchen sehr nahe.

Es war eines Tages — wann weiß ich nicht genau, denn die Zeitrechnung war mir damals verlorengegangen —, ich erinnere mich nur, daß ich russisch schon leidlich sprechen konnte, schon alle möglichen Arbeiten im Hause und auf dem Felde verrichtete und zur Zufriedenheit meines Patrons arbeitete. Und ich erinnere mich weiter, daß ich an jenem Tage mir Mühe gab, alles nach seinem Willen zu tun. Ich wollte so gern wenigstens nur einmal auch Anna zufriedenstellen, denn ich sehnte mich so nach einem begütigenden mütterlichen Lächeln.

Anna ging hinaus und kam wieder herein, als ob sie mich überhaupt nicht sähe. Ich saß allein auf der Bank, und mein Hund, der mir zu Füßen lag, blickte mich mit tränenden Augen an. Ich muß euch erzählen, daß mein Hund ein ganz besonderes Schicksal gehabt hatte. Anfangs, als er auf Peters Hof kam, machten sich die Hofhunde mit ohrenzerreißendem Gebell über ihn her. Er suchte in der Küche einen Unterschlupf — man beförderte ihn mit Schlägen hinaus. „Wo kommt nur dieser Landstreicher her“, rief man staunend. Als Kläffer sah, daß er auf den Schutz meiner Patrone nicht rechnen durfte, setzte er all sein Vertrauen in seine Zähne und kämpfte tapfer mit den Hofhunden, bis Blut floß. Als meine Patrone

seine Kraft und seine Hundetalente sahen, erkannten sie seine Nützlichkeit an und setzten auch ihm täglich Fressen vor.

Sürs erste war Kläffer damit geholfen, aber er war damit noch nicht zufrieden. Auf mir unerklärliche Weise hatte dieser Hund herausgeföhlt, daß ich, sein Schutzkind, unglücklich und mit seinem Geschick verknüpft war. Und deshalb glaubte er auch nicht so gewiß, daß er hier lange in Frieden leben werde. Immer, wenn ich allein, in Traurigkeit versunken auf der Bank saß, sah er so zutraulich und verwundert zu mir auf, als ob er mich fragen wollte: ‚Warum, warum erwirbst du dir nicht auch Bürgerrecht hier wie ich?‘

Anna ging wieder hinaus und warf mir einen strafenden Blick zu:

‚Sauler Judenjunge! Sitzt da müßig, und unser eins muß sich abplagen. Möchte sich nur immer an den gedeckten Tisch setzen.‘

Ich stand von meinem Platz auf und sah mich um, um irgendeine Beschäftigung zu suchen.

‚Sang das Ferkel ein und bring es hierher‘, befahl sie mir.

Diese Arbeit sagte mir nun gar nicht zu. Denn seit gestern hörte ich Anna reden, man müsse das Ferkel abstechen, und mein Herz war voll Mitleid für sein Schicksal; wenn es auch ein Schwein

war, so war es doch hier unter meinen Augen groß geworden.

Es fiel mir schwer, mich an diesem Geschäft zu beteiligen — aber ein heftiges Wort Annas genügte — und schon faßte meine Hand das arglose Wesen, das sich an mich gewöhnt hatte und übermäßiges Vertrauen zu mir hegte. Anna gab mir einen Strick, mit dem ich es binden sollte. Ich gehorchte. Das Schwein quiekte und schrie laut, als wollte es mir sagen: ‚Judenjunge, das tust du mir an?‘ Anna gab mir ein Messer an die Hand und zeigte mir, wo ich hineinstecken sollte. Bald schwamm das Schwein in seinem Blut, das ihm in Strömen aus der Kehle quoll. Anna befahl mir, Holz zu bringen, Feuer anzumachen und das Schwein darauf zu legen. Ich tat alles.

Mein Hund sah mir staunend zu. Das Schwein röchelte. Das Feuer leckte und fengte, und der Hund sah zum Himmel auf und bellte.

In der Nacht träumte ich, mein Bruder, der Schächter, und ich ständen vor dem himmlischen Gericht, und viele Tiere führten Klage über uns. Nur daß gegen ihn Gänse, Tauben und die anderen reinen Vögel in der heiligen Sprache Vorwürfe erhoben, während über mich ein blutspuckendes, röchelndes Schwein Klage führte, so daß kein Mensch etwas davon verstand.

Am nächsten Morgen stand Anna früh auf und ließ mich vor dem Muttergottesbild das vorgeschriebene Gebet hersagen. Bei der Mahlzeit setzte sie mich neben Peter, trug den Schweinebraten auf und sah ihn unverwandt an.

Mir schien, als habe sie all diese Anstalten nur getroffen, um mich in Verlegenheit zu bringen. Mir war klar, daß sie Peter in seinem Rausch gegen mich aufbringen wollte. Eine plötzliche Angst vor ihm überkam mich, und ich begann zu essen. Ich kaue, und in meinen Ohren höre ich immer das Köcheln des Schweines. In meinem Innern klingt seine Stimme... Ich staune, daß die andern das Köcheln nicht auch hören und ruhig weiterkauen. Es sitzt mir wie ein Kloß in der Kehle, daß ich fast ersticke... Abscheu... Ekel... und da geschah das Schreckliche: Ich erbrach mich und besudelte den ganzen Tisch... Meine Tischgenossen fuhren empört von ihren Sitzen auf. Meine Augen trafen sich mit Marjuschas, doch schämte ich mich, sie anzusehen. Anna stand puterrot vor Zorn auf, packte mich bei den Ohren und schleifte mich aus dem Zimmer.

„Mach daß du fortkommst, dreckiger Judenjunge, und wage nie wieder mein Haus zu betreten.“

Sie warf mich hinaus. Peter und Marjuschaschwiegen.

Ich saß traurig auf dem Bänkchen hinter dem Hause, und mein Hund lag vor mir und sah mich an. Ich begann, meinem Leidensgenossen meine Klagen auszuschütten: „Hundchen, hast du gehört? Man treibt uns weg, ist das nicht unglaublich? Ja, wären wir freiwillig hierhergekommen; aber nachdem man uns wider unseren Willen hierhergeschleppt hat, was soll denn da diese Vertreibung bedeuten?“ Der Hund schien meine Worte zu verstehen. Aus seiner Kehle kam ein würgender Laut, den er jedoch wieder verschluckte.

Ein qualender Gedanke stieg mir auf: ob nicht in der Tat die Stunde zur Flucht günstig sei? Würden sie hinter mir herjagen und mich einholen, so konnte ich mich immer mit der Ausrede aus der Schlinge ziehen, mein Patron habe mich aus dem Hause gejagt. Der Gedanke ließ mir keine Ruhe: „Nach Hause! Zu Vater und Mutter! Wenn man dich von hier fortjagt, bist du ja frei.“ — Aber ich hatte die Macht der Peitsche nicht vergessen. Ich wußte genau, daß ich schon weit weg sein würde, bis meine Patrone mein Verschwinden bemerken und es dem Hauptmann anzeigen würden. Und doch wurde mir das Herz schwer. Vor den Geistern und Dämonen im Walde fürchtete ich mich zwar nicht mehr, seitdem ich erkannt hatte, daß Dämonen und Geister einen nicht mehr pla-

gen können als die Menschen. Aber trotzdem überkam mich furchtbare Angst, wenn ich an die Peitsche dachte, die auf das nackte Fleisch niedersaust, an das Spritzen des Blutes, die Hautsetzen und nutzlosen Schreie. Nein, Angst war es nicht. Es war eine Art Unterwürfigkeitsgefühl; wenn in diesem Augenblick die Peitsche auf mir gelegen hätte, würde ich sie aus Furcht geküßt haben. Es ist schwer, euch die Sache zu beschreiben. Ihr jungen Kerle könnt das nicht verstehen.

So saß ich in Kummer und Jorn versunken da und merkte nicht, wie unterdeß die Sonne unterging und die Dämmerung hereinbrach. Bald wurde die Dunkelheit so stark, daß ich den Hund vor mir nicht mehr unterscheiden konnte. Da fühlte ich plötzlich, wie etwas Zitterndes mein Haar berührte. Ich hielt es für eine kriechende Eidechse oder einen vorbeistreichenden Nachtschmetterling. Ich suchte das Tier zu verscheuchen, aber es wechselte nur seinen Platz und war jetzt auf meinem Nacken. Ich erhob meine Hand gegen den Nachtschmetterling auf meinem Nacken und faßte eine zarte warme Menschenhand. Ich fuhr erschrocken zurück. Vor mir stand Marjuscha geneigten Hauptes. Ich wollte aufstehen, doch sie drückte mich auf das Bänkchen zurück. Sie setzte sich an meine Seite und preßte leidenschaftlich meine Hand.

„Weshalb sitzt du hier?“

„Deine Mutter hat mich doch hinausgeworfen.“

„Unsinn! Kennst du denn ihre Art nicht? So ist sie nun einmal!“

„Immer macht sie mich herunter; immer sagt sie ‚Judenjunge‘.“

„Und was ist da schon dabei? Bist du denn kein Jude? Meinst du denn, ich würde böse sein, wenn man mich ‚Christenmädel‘ rief?“

Ich hörte auf zu klagen. Sah ich doch in diesem Augenblick ein, wie sehr ich mich selbst erniedrigt hatte, indem ich den Namen ‚Judenjunge‘ als Beleidigung empfand. Mochte sie immerhin die Absicht haben, mich damit zu reizen und verächtlich zu machen, was brauchte ich denn darauf zu hören.

„Und was gedenkst du jetzt zu tun?“

„Fortlaufen will ich.“

„Ohne mein Wissen?“

Sie schlug ihre Augen zu mir auf und blickte mich scharf an. Mir schien, als ob zwei Quellen perlenden Wassers sich in mich hinein ergossen. Meine Augen, die sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, unterschieden jede Bewegung ihrer zarten Gestalt. Das leichte Lächeln, das sich über ihr Gesicht breitete, verscheuchte den Kummer aus meinem Herzen. Ich fühlte plötzlich, daß ich in

diesem Hause einen Freund besaß, der mich liebte, einen guten Kameraden, eine gute Kameradin, eine außerordentlich schöne Kameradin. Ich fuhr zusammen und begann zu weinen, und sie strich mir lieblosend über Haupt, Nacken und Wangen. Sie tat recht, daß sie mich ausweinen ließ. Hernach wurde mir leichter. Sie wollte mir ihre Hand entziehen, aber ich hielt sie fest!

„Nun, wirst du ohne mein Wissen fortlaufen?“

„Nein“, antwortete ich seufzend.

„Und wenn ich dich ‚Judenjunge‘ rufen werde — wirst du mir böse sein?“

„Nein.“

„Und wenn ich dir Schweinefleisch zu essen gebe?“

„Ich habe nun einmal einen Ekel davor.“

„Bin ich dir etwa ekelhaft, wenn ich Schweinefleisch esse?“

„Nein“, antwortete ich besiegt.

„Nun, dann bist du mein guter, lieber Junge.“

Ich fühlte warme Lippen auf meinem Halse, ich schloß meine Augen, damit der schwarze Himmel und die funkelnden Sterne mich nicht ansähen, und als ich schließlich merkte, was mir widerfahren war, schämte ich mich vor mir selbst.

Sie verschwand und kehrte schnell mit einem Kanzen zurück.

„Vater will, daß du mit den Pferden auf die

Nachtweide gehst. Nimm diesen Kanzen, es ist Brot und Fleisch darin. Auf, geh.'

Sie sprudelte hastig einige Worte nach Art der Bauerntöchter hervor, als sei alles, was vorher geschehen war, nur ein Traum gewesen.

Der Gang auf die Nachtweide war ein besonderer Gang, über den ihr sicher nicht näher Bescheid wißt. Den Tag über verrichtet das Vieh nämlich Arbeit auf dem Felde, und daher müssen die Eigentümer, die es doch füttern müssen, es in der Nacht auf die Weide führen, wo es nichts zu arbeiten gibt. Aber woher soll man das Futter nehmen? So geht man mit dem Vieh auf das Feld eines andern. Dieser andere ist auch Viehbesitzer; er hat auch Pferde, die in der Nacht nicht arbeiten, aber sie dürfen natürlich auf seinen Wiesen nicht weiden. Was tut er also? Er schickt seine Pferde zu seinem Nachbar. Es kommt vor, daß das Vieh des einen auf den Feldern des andern weidet, während das Vieh des anderen auf den Feldern des ersteren weilt, und beide sind zufrieden und freuen sich. ertappt man den Dieb auf frischer Tat, so empfängt er Schläge. Trotzdem ist gar kein Unrecht dabei; es ist nun einmal so Brauch. Sicher verabreden sich die Eigentümer im voraus: wenn du meinen Dieb findest, trage ich dir die Schläge, die du ihm gibst, nicht nach, aber nur,

wenn du mir auch deinem Dieb gegenüber freie Hand läßt.

Trotz alledem war mir dieser Gang lieb und wert. Ich hatte die Nächte gern, wenn der Mond sein fahles Licht über das Land ausgießt. Weiter als drei Schritte kann man nichts unterscheiden und nicht sehen, wo man sich eigentlich befindet; frei darf man seiner Phantasie die Zügel schießen lassen; nur der Himmel wölbt sich über einem, derselbe Himmel, unter dem auch Vater und Mutter und alle Lieben wohnen. Und man kann sich vorstellen, wie der Vater jetzt vor der Tür steht und seinen Segensspruch über eben diesen Mond macht, während die Mutter zu demselben funkelnden Stern emporblickt, den ich jetzt gerade betrachte. Wir sehen beide auf einen Punkt des weiten Weltenraums, und ich fange an zu weinen und ahne, wie meine Mutter auch weint. Und Nacht und Sterne hören zu; die Grillen zirpen leise. Da ist mir, als nehmen sie Anteil an meinem Leid, als beklagen sie mich. Alles Einbildung, werdet ihr vielleicht sagen, aber wenn man einmal sich vom Boden der Wirklichkeit loslöst, dann findet man Genuß und Befriedigung in diesen Nichtigkeiten; ein geheimnisvoller Geist weht einen an und durchdringt und erfrischt Seele und Herz. Neuer Glaube durchströmt einen: du wirst nicht

ewig Gefangener bleiben, eines Tages wird man die Freiheit künden. Wenn man doch in solchen Augenblicken sich ins Gras strecken und einschlummern könnte. Wie schön müßte das sein. Und wenn einen nicht die Peitsche des Grundherrn aufweckte, könnte man lieblich träumen, so schön, so schön!

Ich nahm den Ranzen und ging mit den Pferden auf das breite freie Feld, dessen Grenzen sich in der Dunkelheit verloren. Ich weiß nicht, ob ich von selbst oder um meinen Herrn zu ärgern diesmal nicht auf fremde Felder ging, sondern in das Tal hinabzog, wo Peter die Heuernte gerade zum Trocknen ausgebreitet hatte. Ich streckte mich auf das weiche Heu hin.

Ich hatte mir Vater und Mutter ins Gedächtnis zurückrufen wollen, um mit ihnen in Gedanken Zwiesprache zu halten; aber diesmal gelang es mir nicht. Das Bild des alten Rabbi erschien mir. Voll Jorn schien er auf mich zu blicken. Er erzählte mir die Geschichte vom frommen Josef, der im Hause Potiphars weilte und von Gemüse lebte.

Als ich an den frommen Josef erinnert wurde, mußte ich voll Entsetzen daran denken, was Marjuschka mir getan hatte. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir die junge Russin gut gefiel, und daß ich, selbst wenn sie mir zehnmal am Tag

Schweinefleisch zu essen geben würde, es nicht zurückweisen könnte. Und nur, weil ich mich bei ihr in Gunst setzen wollte. Die ganze Schwere der Sünde nahm ich auf meine Schultern. Ich war nahe daran zu glauben, daß nicht sie zu mir gekommen sei, sondern daß ich sie gerufen habe. Wie ein großer Sünder kam ich mir vor. Selbst weinen konnte ich nicht. Ich vermutete, daß nur wegen gestern abend der Himmel so finster geworden war und die Sterne nicht funkelten — und voll trauriger Gedanken schließ ich ein.

Eine klagende Stimme schreckte mich auf. Nicht fern war die Stimme. Sie stieg auf und schwebte über dem Tal. Ich fuhr zusammen. Die Stimme klang immer inbrünstiger... Es war eine zarte, ergreifende Stimme. Sie schien sich geradezu an mich zu richten. Ich erhob mich zitternd und ging langsam auf sie zu. Rings um mich, über mir, unter mir — pechschwarze Finsternis. Der Mond war längst untergegangen. Nach wenigen Schritten konnte ich schon meine Pferde nicht mehr erkennen. Bald unterschied ich einzelne Silben der Sprechenden. Es war eine leis anschwellende Weise, die mich zutiefst ergriff — die Melodie der Psalmen:

Denn Gott kennt den Weg der Frommen,  
Aber der Gottlosen Weg vergeht.

Meine Furcht wich, und an ihre Stelle trat Staunen. Wie kam diese Weise hierher in unsere Verbannung? Ich begann zu zweifeln, ob ich nicht nur träumte.

Warum toben die Völker  
Und sinnen Nationen Vergebliches?

Die Stimme lockte mich. Koste es, was es wolle,  
ich mußte mit ihnen in Verbindung treten.

So begann auch ich:

Die Könige der Erde treten auf.

Die Stimme bricht ab. Geräusch von Schritten läßt sich vernehmen.

„Wer da?“ fragt jemand auf jüdisch.

„Ich, und wer ist dort?“

„Wir“, antworteten mehrere Stimmen auf einmal.

„Gepreßte?“

„Gepreßter?“

Während noch die Fragen hin und her flogen, waren wir zusammengetroffen.

Es waren drei Gepreßte, deren Patrone in einem entfernten Dorfe wohnten. Auch sie gingen mit dem Vieh ihrer Herren auf die Nachtweide, und wir trafen uns zufällig in diesem Tal.

Es war mir eine große Freude, sie mit ihren

Namen anzureden: den größten, Jakob, den ihr schon von dem Tage her kennt, da er ausgepeitscht wurde, und die beiden andern, Simon und Ruben. Aber dort in dem Tale stellten sie sich mir so vor, wie man sie zu Hause nannte: Joll, Schmueli und Rubik.

Wie ich weiterhin erfuhr, trafen sie sich regelmäßig an bestimmten Tagen in unserem Tale. Es war eine ‚Klaus‘<sup>1)</sup> besonderer Art, die man ‚Klaus Reb Joll's‘ hätte nennen können.

Er, Joll, war ein ungefähr fünfzehnjähriger, mit Thorakennissen vollgepfropfter Junge. Wir alle hatten die Zeitrechnung schon vergessen. Er allein konnte stolz darauf sein, die Tage genau nach Namen und Bedeutung zu kennen und besonders die Sabbathvorabende. Seine Gefährten zeugten für die Zuverlässigkeit seiner Worte. Und besonders stolz war er, daß er auch über die Jahreszeiten Bescheid wußte, so daß ihm keins von den Festen verloren ging. An allen Festen versammelten sie sich in unserm Tal.

Nach Jolls Rechnung fiel Tisch'ah beaw in diese Nacht. Darum waren sie hier zusammen.

‚Wenn es sich so verhält,‘ fragte ich verwundert, ‚das sind doch Psalmen, die ihr da sagt?‘

<sup>1)</sup> Chassidische Betstube.

Ihr müßtet doch eigentlich Klagelieder heute sprechen.'

Die Klagelieder wissen wir nicht auswendig, erklärte mir Jockl wie ein würdiger Hausvater, wir können nur einige Kapitel Psalmen, und diese beten wir an allen Festen. Aber sind etwa Worte die Hauptsache? Sie bleiben — so oder so — doch Worte der heiligen Sprache. Die Hauptsache ist die Inbrunst. Mein seliger Vater hat mich gelehrt: alles hängt von der Inbrunst ab! Wenn du willst, so bedeutet 'Warum toben die Völker' — 'Du hast uns von allen Völkern erwählt', und wenn du willst, auch 'Wie sitzt so einsam die Stadt'.

Die jüdische Redeweise, die mir schon fast fremd geworden war, übte einen seltsamen Einfluß auf mich aus: befand ich mich doch seit so langer Zeit zum erstenmal wieder in jüdischer Umgebung. Ich kam mir ganz klein vor dem prächtigen Jungen vor, der uns all das wie ein richtiger Gelehrter auseinandersetzte. Wie ein kleiner Rabbi dieser winzigen Gemeinde.

Dieser Umstand trug dazu bei, meine Traurigkeit noch zu verstärken. Ich kam mir wie ein Störenfried in dieser frommen Gemeinde vor, als einer, der Schweinefleisch aß und andere schwere Verfehlungen auf dem Gewissen hatte: sicherlich

würde ich nicht wert sein, mich dieser Gemeinschaft anzuschließen.

Inzwischen hatte der kleine Ruben meinen Rucksack betastet.

„Kameraden! Essen“ — rief er voller Entzücken über seinen Fund.

Kaum hatten seine Genossen das Wort „Essen“ vernommen, als sie ein freudiges Zittern überlief. Immer wenn das Wort „Essen“ fiel, ging es uns so, selbst wenn wir ganz satt waren. Wir konnten uns zwar über schlechte Ernährung seitens unserer Patrone nicht beklagen, meist gaben sie uns reichlich zu essen; aber da sie uns nicht zu essen gaben, wenn wir Hunger hatten, sondern wenn es ihnen gerade paßte, so hatten wir uns daran gewöhnt, auch bei vollem Magen mit gutem Appetit zu essen. „Iß immer, wenn Essen vor dir steht, und du wirst nicht zu hungern brauchen, wenn du nichts hast.“ Das war ein geläufiger Spruch unter uns geworden.

Sie begannen, in meinem Rucksack zu suchen. Mir stieg die Schamröte ins Gesicht, wenn ich daran dachte, daß in wenigen Augenblicken, wenn sie das Schweinefleisch entdeckten, meine Schande aller Welt offenbar werden würde.

Weinend berichtete ich meine Sünde.

„Ich habe unrecht getan“ — begann ich stockend,  
— „Schweinefleisch — ich habe der Versuchung nicht  
widerstehen können“.

Ich stellte mir vor, Jockl sei mein Richter und  
die beiden Kleinen die Zeugen, die mich auf frischer  
Tat ertappt hätten. Jockl hörte mein abgebrochenes  
Sündenbekenntnis an, die Zeugen schwiegen, als  
seien sie die Angeklagten, und ich weinte und seufzte.

„Hör' einmal zu, Kleiner“ — wandte sich Jockl zu  
mir — „ich weiß nicht, ob du auch solch Höllen-  
qualen durchgemacht hast wie wir. Hat man dich  
mit Teer bestrichen und auf das höchste Stockwerk  
des Badehauses gestellt, wo einen die Hitze versengt  
und fast ersticht? Haben sie dich ausgepeitscht, wenn  
sie dich überraschten, wenn du ‚modeh'ani‘ stam-  
meltest? Haben sie dich auf spitzen Kieselsteinen  
stundenlang niederknien lassen, weil du nicht ge-  
lüßt hast, was sie dir befahlen? Haben sie dich  
überrascht, wenn du dein ‚Arba kanfoth‘ im Ver-  
borgenen küßt, und dir so viel Peitschenhiebe ver-  
setzt, wie Säden an den Tizzith sind? Vielleicht hast  
du nicht all das durchgemacht — zähle die Narben  
auf meiner Schulter und rechne die Schläge hinzu,  
die mir noch bevorstehen, weil mein schwacher  
Körper nicht alles auf einmal aushalten kann. Und  
trotz alledem verstrich für uns kein Tag ohne ‚modeh  
'ani‘. Schweinefleisch aßen wir nicht, bis sie eines

Tages aufhörten, uns dafür zu schlagen und uns einfach nichts anderes mehr vorsetzten als Schweinefleisch. Zwei ganze Tage fasteten wir. Auch Brot und Wasser kam nicht über unsere Lippen. Siehst du den kleinen Simon? Er versuchte damals, das Gras vom Hofe zu essen. In der dritten Nacht unseres Fastens erschien mir mein Vater im Traum. Er trug Feiertagsgewänder, in der Hand hatte er ein ‚Chumesch‘. Er begann mit mir zu lernen und schärfte mir besonders den Vers ein ‚Ihr sollt euch hüten für eure Seelen‘. Und plötzlich tat sich die Erde auf. Ein schrecklicher Engel stand vor mir, mit Peitschen in der rechten und Schweinefleisch in der linken Hand. Er näherte es meinem Munde. Zitternd blickte ich zu meinem Vater hin . . . und er lächelte. Der ganze Raum erstrahlte von seinem Lächeln: ‚Ist du etwa freiwillig?‘ sagte er und entschwebte langsam nach oben. Von weitem rief er mir noch zu: ‚Sage all deinen mitgefangenen Brüdern — euer Lohn wird sehr groß sein! Jeder Seufzer soll euch angerechnet werden wie ein Gebet, jeder gute Gedanke wie eine gute Tat. Aber wenn ihr Hungers sterbt, sollt ihr in der Hölle enden.‘ Ich erwachte. Von da an begannen wir, Schweinefleisch und unreine Speisen zu essen, so oft man uns welche vorsetzte. Die Hauptsache ist, daß wir Juden bleiben und als Juden zu unseren

Vätern zurückkehren. Ich bin überzeugt, daß Gott uns das nicht als Sünde anrechnen wird.'

Ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen, und meine Augen füllten sich mit Freudentränen. Ich beschloß, wie ich mir schon vorher vorgenommen hatte, nun auch von meiner zweiten Sünde zu erzählen, und hoffte, von Jockl auch Erlaubnis auf Marjuscha zu bekommen, wie auf das Schweinefleisch.

Inzwischen holte Simon ein Stück Brot mit Braten aus meinem Rucksack hervor.

Nimmersatt — herrschte ihn Jockl zornig an — hast Du denn ganz vergessen, daß heute Tischabendaw ist!

Der Gescholtene tat das Brot wieder in den Rucksack und schlich sich auf die Seite.

Ich erzählte Jockl, was sich zwischen mir und Marjuscha zugetragen hatte. Und ohne Absicht bemühte ich mich, sie zu verteidigen und in günstiges Licht zu stellen. Wie mir scheint, habe ich damals besonders viel über ihre Sympathie für Juden geschwindelt.

'Und was ist schließlich herausgekommen?' — fragte Jockl mit etwas zitternder Stimme — 'sie hat dich wirklich geküßt?'

Die beiden anderen wiederholten die Frage.

Ich blickte schweigend zur Erde.

„Ist sie sehr hübsch?“

Ich schwieg.

„Wie heißt du doch?“

„Samuel.“

„Hör' doch, Samuel — das ist eine schlimme Sache! Schlimmer als das, was vom frommen Josef erzählt wird! Verstehst du mich? Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll. Es ist gefährlich für uns, hier, in der Verbannung, unter unseren Feinden, liebevolle, aufrichtige und redliche Menschen zu finden.“

„Warum?“ — fragte ich staunend.

„Ich weiß es nicht, aber ich fühle es. Traurig sind wir fortgezogen, traurig müssen wir heimkehren. Die Trauer und die Frömmigkeit sind unser einziges Gut. Wir müssen sie bewahren, um sie einst mit nach Hause zu bringen.“

„Ich verstehe nicht.“

Er sah mich scharf an und sagte:

„Sieh dich vor! Halte dich fern von ihr.“

Seine Worte trafen mich tief. Ich senkte meinen Kopf vor ihm in Ergebenheit. Das war Joks seltsame Kraft, die nicht nur ich, sondern auch die anderen verspürten: wenn er irgend jemanden ansah, war er ihm unterworfen. Schwer war es dann, ihm zu widerstehen.

Ich fühlte mich wie neugeboren. Eine zwiefache

Last war mir vom Herzen gefallen. Für die eine Tat hatte ich bereits die Freisprechung, und für die andere hoffte ich sie durch Buße zu erlangen.

Freudigen Herzens schloß ich mich nun der Gemeinde an, und wir begannen von neuem die ersten Psalmenkapitel, die uns als Ersatz für die Klagelieder dienten. Zuletzt schlug ich vor, daß wir ‚An den Strömen Babels‘ sagten, das ich auswendig wußte. Mein Vorschlag wurde angenommen.

Und so stand die kleine Gemeinde im Tale von Peter Chalpow, im Schutz der Berge und der finsternen Nacht, in den Augen der Fremden Diebe, nur um Zion klagend nach ihrer Überzeugung, und betete aus tiefstem Herzensgrunde:

‚An den Strömen Babels saßen wir und weinten, wenn wir Zions gedachten.‘

Wir beteten. Und auch wir saßen und weinten, wenn wir unseres Schicksals gedachten und des Ortes, da wir weilten.“

Der alte Samuel schrak aus seiner Erzählung auf. Die Sonne war untergegangen, und er erinnerte sich erst jetzt, daß er noch nicht Mincha gebetet hatte. Er stieg ab, um sich die Hände in einem vorüberfließenden Wässerchen zu waschen, stieg wieder auf und versank in Gebet.

## 6.

Als der Alte sein Gebet beendet hatte, brauchte ich ihn nicht erst zu erinnern, den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen. Er schien sich verpflichtet zu fühlen, mir Rechenschaft über seine Erlebnisse abzulegen. Das Abendrot war immer mehr verblaßt, ein richtiger finsterner Wintertag hüllte uns in dichten Nebel ein. Der Alte war mit „Olenu“<sup>1)</sup> zu Ende und betete inbrünstig aus dem Nebel: „Du wirst die Welt durch Dein allmächtiges Reich wieder aufrichten, und alle Menschen werden dir die Ehre geben. An jenem Tage wird der Herr einzig sein und sein Name einzig.“ Die Worte bohrten sich in den Nebel, als ob sie ihn sprengen wollten. Aber die Finsternis verschlang sie ungehört.

„Für mich bedeutete der Tag, da ich mit Jakob bekannt wurde, der Anfang eines neuen Lebens“ — fuhr der Alte fort —; „ich lernte bald, ihn wie einen Erwachsenen zu betrachten, der uns mit gutem Beispiel voranging. Nie sprach er ein Wort im Tone bangen Zweifels; alles, was er sagte, trug den Stempel der Sicherheit und Autorität. Kam er einmal in Verlegenheit, so löste ihm sein Vater alle

<sup>1)</sup> Schlußgebet.

Fragen im Traum. Er und seine Träume erhielten uns am Leben.

Ich gewöhnte mich daran, ihn unreines Fleisch essen zu sehen. Daß er den Sabbat entweihete und sich über alle Gebote der Thora skrupellos hinwegsetzte, störte mich bald nicht mehr. Und doch versäumte er nicht, uns immer wieder einzuschärfen, daß wir für unser Judentum kämpfen, daß wir Stockschläge und andere Strafen ertragen müßten, nur um dem Judentum nicht untreu zu werden. Damals wurde mir klar, daß Judentum nicht in Gebet und peinlicher Angstlichkeit vor großen und kleinen Sünden sich erschöpfen könne, sondern daß es etwas ganz anderes sei; etwas das ich nicht mit Namen nennen und auf das ich nicht mit Fingern weisen kann. Jakob hat es sicher gewußt. Ich fühle es nur. Auch Anna fühlte es: sonst hätte sie mir nicht mehr ‚Judenjunge‘ nachgerufen und mich nicht so sehr gehaßt, nachdem sie gesehen hatte, daß ich alle Gesetze der Thora übertrat.

Nicht selten kamen meine Genossen und ich uns wie die Führer der Heerscharen Gottes vor. Alle seine Verbote galten nur für die einfachen Krieger, die sich an die dienstlichen Befehle halten müssen und zu striktem Gehorsam verpflichtet sind, aber nicht für uns Offiziere. Durch die Träume Joks hatte Gott uns bedeutet: Für euch gibt es ein

anderes Judentum; ihr müßt von selbst wissen, wann etwas verboten ist und wann nicht.

Manchmal glaubte ich, mein Judentum in jener Versuchung beweisen zu müssen, die sich mir in Marjuscha verkörperte: wenn ich mich von ihr fernhielte, hoffte ich, ein frommes Werk zu tun. Alle möglichen Pläne schmiedete ich gegen sie. Wenn sie mir heimlich Essen zusteckte, so schwur ich mir —, würde ich es ihr ins Gesicht werfen; wenn sie mir ihre Hand auf die Schulter legte, würde ich sie wegstoßen und nicht anstehen, ihr zu sagen, daß ich ein Jude sei und sie — gar nichts.

Ich kämpfte siegreich mit ihrem Schatten, solange ich sie nicht sah. Aber sobald sie mir gegenübertrat, wurden meine so gut geschliffenen Waffen wieder stumpf. Wie Trunkenheit kam es über mich. Dem Feuer ihrer Augen, ihrem fröhlichen Schwatzen, ihrem ganzen Wesen konnte ich nun einmal nicht standhalten. Wider Willen fühlte ich mich immer wieder von neuem zu ihr hingezogen. Wenn sie mich mit ihrer zarten Hand streichelte, duckte ich mich zusammen und ließ widerstandslos über mich ergehen, was ihr gerade beliebte. Wenn mir Knöpfe fehlten, verschaffte sie mir welche. War mein Anzug zerrissen, besserte sie ihn aus. Sie war zu mir wie eine kleine Mutter. Oft steckte sie mir Essen und Süßigkeiten zu, ohne daß ich mich ernstlich geweigert

hätte. So ließ sie mich Jakob und seine Lehre völlig vergessen.

Wenn ich dann wieder zu Jakob kam, vergaß ich sie und hörte wieder auf seine Lehre, daß man in der Verbannung jede Wohltat zurückweisen müsse. Zerknirschten Herzens bereute ich meine Sünde, bis ich wieder zu ihr kam.

So lag ich zwischen Hammer und Amboß.

Mit Jakob war ich sehr oft zusammen. Seit jener Tisch'ah-beaw-Nacht trafen wir uns regelmäßig, Abend für Abend, auf dem Felde, bis wir eines Tags in Streit gerieten: Ich konnte ihnen auf keinen Fall erlauben, daß sie mit ihrem Vieh immer das Tal Peter Chalpow's abgrasten; aber ebenso widersetzten sich Simon und Ruben meiner Absicht, meine Pferde auf das Gebiet ihrer Patrone zu treiben. Unsere Freundschaft drohte in die Brüche zu gehen, aber Jakob gelang es, uns mit seiner überlegenen Einsicht wieder zur Vernunft zu bringen:

„Jungens!“ sagte er, „macht euch doch einmal klar: die ‚Nachtweide‘ ist nun einmal ein Diebstahl; da dieser Diebstahl aber nicht von uns erfunden, sondern uns nur zur Ausführung anvertraut ist, müssen wir ihn zum mindesten möglichst gerecht zu machen suchen. Rechnen wir doch einmal nach, wieviel Pferde jeder von uns hat. Nach der Anzahl der Pferde wollen wir die Nächte verteilen

und die Weideplätze wechseln: je mehr Pferde einer hat, um so öfter wird bei ihm geweidet. Das ist dann wenigstens gerechter Diebstahl.'

Sein Wort war uns Befehl, wie immer. Und seitdem stahlen wir ‚gerecht‘. Die Patrone schlofen friedlich zu Hause, froh darüber, daß sie sich am Eigentum der anderen schadlos hielten, bis sich uns ein christlicher Knabe, Sirgi Iwanowitsch, Sohn des Dorfschulzen und Nefse Peter Chalpows, anschloß, der auch manchmal auf die Nachtweide ging. Zuerst hatte er sich Jakobs Anordnungen unterwerfen müssen, aber schon am nächsten Morgen verriet er die Sache im Dorf.

Die Patrone gerieten in großen Zorn. Jakob nahm alles auf seine Kappe und wurde von ihnen tüchtig verprügelt. Seitdem war Jakobs Bethaus geschlossen: die Patrone schickten uns nicht mehr auf die Nachtweide.

Eigentlich war ihr Arger gar nicht so ungerechtfertigt: waren sie doch von uns kurzerhand betrogen worden. Jeder von ihnen hatte sich in dem Glauben gewiegt, daß ihm sein Pferd Nacht für Nacht einen den Kosten der Nachtweide entsprechenden Nutzen brächte, und plötzlich erfuhren sie, daß jedes Pferd auf Rechnung seines Besitzers geweidet hatte. In der That, da hatten wir ihnen großen Schaden zugefügt.

Jakobs Klaus blieb geschlossen. Aber wir fanden andere Treffpunkte und wagten es bald auch, uns in unseren Wohnungen zu besuchen. Die Patrone achteten nicht weiter darauf.

Ich weiß nicht, wer Marjuscha zugeflüstert hatte, was es mit jenem Jakob für eine Bewandtnis habe und was er über sie dächte. Denn von dem Augenblicke an, da er zum ersten Male unsere Schwelle überschritten hatte, konnte sie ihn nicht leiden. Wildfang pflegte sie ihn zu nennen. Noch nie hatte sie solch einen Juden gesehen! ‚Ich fürchte mich geradezu vor ihm‘, sagte sie mir einmal, ‚vor seinen sonderbaren Augen habe ich Angst, und ich verachte ihn.‘

Wenn er zu mir kam, ging sie aus dem Zimmer und kam nicht wieder, bis er fort war. Mir war das ganz angenehm: so konnte ich mich nie gleichzeitig unter ihrer beider Einfluß befinden.

So floß mein Leben in diesem kleinen Kreise ziemlich einförmig dahin. Peter war manchmal recht nett zu mir, Anna fluchte und schalt, so oft sie mich sah, Marjuscha liebte mich wie einen Bruder und entflammte mich oft durch das Feuer ihrer Augen, und Jakob lehrte mich immer wieder, es sei verboten, in der Verbannung Gutes von Leuten entgegenzunehmen, die nicht selbst in der Verbannung lebten, und wir mußten für unser

Judentum kämpfen und streiten. Sirgi Iwanowitsch war mein Feind geworden, seitdem er unsern ‚gerechten Diebstahl‘ im Dorfe verraten hatte. Und mein Hauptmann brachte mir mit gutem Erfolg die Anfänge militärischer Zucht bei.

Ich selbst war, wie mir scheint, damals noch ein ziemlich dummer Junge.

So verstrich der Sommer und der größte Teil des Winters.

Inzwischen waren Festtage für Chalpow's näher gerückt; ich weiß nicht mehr, welches Fest damals vor der Tür stand. Das waren schwere Zeiten für uns Verbannte: wenn Anna begann, die notwendigen Vorbereitungen zur Ehre des Festtages zu treffen, mußte ich immer an die Freitagabende im Elternhaus denken, an die Sabbate im Gotteshaus, an die Feste Israels und an alles, was einem jüdischen Jungen ans Herz gewachsen ist, und ich verzehrte mich in Sehnsucht. Nichts galt mir die Nähe Marjuschas in jenen Tagen; auch Tränen brachten mir keine Erleichterung. Mir war, als wollte das Herz in der Brust mir zerspringen. Habt Ihr je solch einen Schmerz gefühlt? Man möchte sich auf die Erde werfen, sich auf dem Boden wälzen, mit einem Klumpen Erde den Brand in seinem Herzen zu löschen suchen, wie wahnsinnig herumspringen, singen, weinen, lachen — aber die

Peitsche droht, wenn man es wagen sollte, seine innersten Gedanken jemandem zu offenbaren.

Chalpow blieb heute länger aus als gewöhnlich. Marjuscha erzählte, sie habe ihn in der Schenke sitzen sehen.

Anna hub an, über den jüdischen Schankwirt — ‚unsern Moschke‘ — zu fluchen.

‚Aber, Mama,‘ warf Marjuscha dazwischen, ‚was ist denn Moschke daran schuld? Locket er denn Vater wider seinen Willen zu ihm? Und zwingt er ihn, etwa zu trinken?‘

Anna wurde puterrot vor Zorn und schüttete eine Flut von Scheltworten über ihre Tochter aus.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür, und Peter trat betrunken ein. Er ging schwankend und stolpernd. Er begann mit Marjuscha und mir zu spielen, schenkte uns Bonbons, und es fehlte wenig daran, daß er mit uns getanzt hätte. Aber Anna ließ es nicht dazu kommen.

‚Wieder besoffen?‘ — fragte sie vorwurfsvoll.

Aber diesmal machten ihre Augen keinen Eindruck auf Peter.

‚Beleidigung gegen Beleidigung‘ rief er, seiner selbst nicht mehr mächtig, ‚Judenmädels, du‘.

Anna erbleichte. Marjuscha wurde feuerrot; Peter kam allmählich wieder zur Besinnung. Anna ging auf ihr Zimmer. Der Hausfriede war gestört.

Ich zog mich verwundert zurück. Was sollte dieser Ruf ‚Judenmädel‘ bedeuten?

Ich war voll Mitleid für Chalpow, für die erschrockene Marjuscha, für die weinende Anna. Es tat mir leid um den festlichen Geist im Haus, der durch dies eine Wort ‚Judenmädel‘ so empfindlich gestört war. Und ich hielt mich nicht für ganz unschuldig an der Geschichte. Und in der That, hatte denn jemand mehr Beziehung zu dem Worte ‚Judenmädel‘, als ich? Etwa Chalpows?!

Hier wurde der Alte durch den Kutscher unterbrochen, der uns bat, eine Strecke zu Fuß zu gehen, da die Pferde müde seien. Wir taten ihm seinen Willen und stiegen ab.

## 7.

„Am nächsten Tage,“ fuhr der Alte in seiner Erzählung fort, „wurde mir die Sache etwas klarer. Marjuscha eröffnete mir, daß man im Dorfe munkle, ihre Mutter sei eine getaufte Jüdin. Doch wisse sie nicht, wieviel an diesem Gerücht wahr sei . . . Manchmal nenne sie Vater zwar ‚Judenmädel‘, aber nur wenn er betrunken sei, und dann sei es zweifelhaft, ob er mit vollem Bewußtsein so rede oder nur die Klatschereien wiederhole, die über sie im

Dorfe umgingen. Wenn sie ihre Mutter danach frage, gerate sie in mächtigen Zorn. Vater habe Juden gern, aber Mutter könne sie nicht leiden. Sie selbst habe ihren Vater lieber als ihre Mutter und fühle sich auch zu Juden hingezogen. Sie sei mit den Töchtern ‚unseres Moschke‘ heimlich befreundet. Sie verstehe gar nicht, warum ihre Mutter die Juden so hasse. Nebenher beschwor sie mich flehentlich, ihr doch zu sagen, was die Juden bei sich zu Hause eigentlich für Menschen seien, ob so wild wie Jakob, oder so wie ich.

Ich hörte ihr nicht weiter zu, denn mich beschäftigte nur ein Gedanke: wenn die Dinge wirklich so lagen, wie man sich erzählte, dann war ja Marjuscha eine halbe Jüdin. Ich strengte all meine Sinne an, um das Geheimnis herauszubekommen. Waren wir doch in der langen Zeit der Gefangenschaft ‚stark wie Adler, flink wie Gazellen und kräftig wie Löwen‘ geworden, um den Willen unserer Patrone erfüllen zu können, aber auch listig wie Füchse, wenn es galt, Mittel und Wege zu irgendeinem Zweck zu finden. Das hatte uns schon unser Hauptmann Paul Konowitz — er möge mit den Frommen aller Völker Anteil am Paradiese haben — bezeugt, wenn er sagte:

‚Die Juden sind gute Soldaten, wenn es darauf ankommt, aber man muß verstehen, mit ihnen um-

zugehen. Man soll einem Juden keine ins einzelne gehende Befehle geben, weil man ihm so die Möglichkeit nimmt, selbst Mittel und Wege zu ihrer Ausföhrung zu finden. Man soll ihm nur Inhalt und Ziel seines Auftrages klar machen, und man kann sicher sein, er bringt einem das Gewönschte, selbst aus der Hölle.'

Seitdem ich einmal den Plan gefaßt hatte, Annas Geheimnis herauszubekommen, sann ich auf Mittel und Wege dazu und erreichte auch schließlich mein Ziel.

Es war zu Beginn des Fröhlings. Chalpow war auf die benachbarten Dörfser gefahren, die seiner Botmäßigkeit unterstanden, um von den Bauern Steuern einzuziehen. Er war schon einige Tage fort.

An jenem Tage plagte mich Anna wie gewöhnlich, schickte mich überflüssige Gänge und verlangte von mir zwei Arbeiten auf einmal. Sie schrie, fluchte, stieß mich in die Seite und zog mich an den Ohren — sie verstand es wirklich gut, ihre Untergebenen zu quälen. Nachts lag ich auf meiner Bettstatt im Korridor, wo ich immer schlief. Anna ging auch zu Bett, aber sie schlief noch nicht. Marjuscha war schon eingeschlafen. Anna erinnerte sich daran, daß sie die Tür zum Korridor vergessen hatte zu schließen und rief nach mir. Ich stellte mich schlaf-

fend und tat so, als ob ich schnarchte. Sie rief. Ich schnarchte. Plötzlich begann ich ängstlich auf jüdisch aus dem Schlaf zu schreien:

„O, Mutter! Laß Anna in Frieden! Sie hat doch auch Kinder! Erbarmen über ihre Tochter!“

Anna verstummte. Ich öffnete vorsichtig die Augen und sah durch die Tür in ihr Zimmer. Auf dem Tisch neben ihrem Bett stand eine Kerze. Sie war erschrocken zusammengefahren und lauschte. Ich fing wieder an zu schreien:

„Bitte, liebe Mutter! Was hat sie denn verbrochen? Sie gibt mir doch zu essen! Sie ist doch auch Mutter!“ — und ich begann, bitterlich im Schlaf zu weinen.

„Wie?“ — rief ich dann staunend, mit tränen-erstickter Stimme, „Anna ist wirklich eine Jüdin?“

Ich sah, wie Anna ängstlich nach Marjuschas Bett hinblickte, als ob sie fürchtete, sie möchte aufwachen und Dinge hören, die nicht für ihr Ohr bestimmt seien. Sie warf sich ein leichtes Gewand um die Schultern, kam zu mir herein und versuchte, mich sanft aus dem Schlaf zu wecken.

„Schläfst du? Wach' doch auf, Junge!“

Ich erwachte und setzte ein ängstliches Gesicht auf.

„Weshalb hast du geweint?“

„Ich habe einen schweren Traum gehabt.“

„Was für einen Traum?“

Ich schwieg still.

„Erzähl' doch!“

„Meine Mutter habe ich gesehen.“

„Lebt sie noch?“

Ich schwindelte ihr vor, sie sei schon tot.

„Und was hat sie dir gesagt?“

„Sie hat mir gesagt, daß . . .“

„Erzähl' doch schon!“

„Ich kann das auf russisch nicht ausdrücken.“

„Dann erzähl' es doch auf jüdisch!“

Ich sah sie voll geheuchelten Erstaunens an.

„Sie sagte, wenn mich Anna weiter quält, würde sie in der Nacht zu ihr kommen und sie erwürgen.“

Anna wurde bleich wie Wachs.

„Und weiter sagte sie, daß Anna mit jüdischen Kindern Mitleid haben müsse, da — . . . da — . . . sie selbst Jüdin sei.“

— — — — —

Mein Mittel blieb nicht ohne Erfolg; Annas Verhältnis zu mir änderte sich vollkommen. Manchmal, wenn niemand anders zu Hause war, trug sie selbst kein Bedenken, mit mir jüdisch zu reden.

Meine Lage war nicht nur besser geworden, sie hatte sich von Grund auf geändert. Es machte

Anna sichtlich Freude, mit mir allein sich zu unterhalten. Ihr müßt nämlich wissen, daß ihre Stellung im Dorfe nichts weniger als gut war. Sie hatte zwar viel ‚Freundinnen‘, aber sie waren alle nicht viel wert. Wenn sie zu ihr zu Besuch kamen, leuchtete das Mißtrauen aus jedem Wort und jeder Gebärde hervor. Sie waren so liebevoll zueinander, daß einem ganz unheimlich dabei werden konnte. Es war klar, daß sie mit ihren Reden ihre innersten Gedanken zum Schweigen bringen wollten. All ihre Gespräche, womit sie auch beginnen mochten, kamen immer auf Klatschereien über Frauen hinaus, die es mit der Kirche nicht allzu genau nahmen. Wenn man an diesem Abschnitt angelangt war, wurde Anna rot, nur aus Furcht, sie könnte vielleicht rot werden. Sobald sie es merkte, suchte sie durch hastig hervorgesprudelte Worte ihre Verwirrung zu verbergen und ihre Anhänglichkeit und Liebe zu der neuen Religion hervorzuheben.

Die Nachbarinnen warfen sich dann verständnisinnige Blicke zu. Entweder mußte Anna total dumm oder ungewöhnlich klug sein, wenn sie sich von diesen scharfen Blicken nicht getroffen fühlte.

Peters Verhältnis zu ihr war im allgemeinen sehr gut. Kam es einmal zu einem Janz, so war sie mehr schuld daran als er. Einmal z. B. —

ich kannte ihr Geheimnis damals schon — lag ich abends im Bett und konnte nicht einschlafen. Aus dem Schlafzimmer drang die leisende Stimme einer Frau an mein Ohr, die sich mit ihrem Manne zankte. Sie warf ihm vor, er habe vergessen, Öl für die Lampe zu besorgen. Es war Feiertag, und Chalpow hatte daran vergessen oder wußte nichts davon. Chalpow war in religiösen Dingen ungeheuer leichtfertig; immer mußte Anna über seine Gottlosigkeit schelten. Heute erzürnte sie ihn mit ihren Reden so, daß ihm die Geduld riß und er sie anfuhr:

„Wenn ich so fromm und züchtig sein wollte, wie du es von mir verlangst, so hätte ich es wohl vorgezogen, eine Frau zu heiraten... eine Frau..., die... die eine rechtgläubige Christin ist.“

Mochte er nicht beabsichtigt haben, an ihre Ehre zu rühren und sie daran zu erinnern, was sie so gern vergessen wollte, mochte er nur, wie oft, mit diesem Einwand sich gegen ihre Anklagen verteidigen wollen — genug, Anna hörte nur den kränkelnden Unterton heraus, wandte sich ab und weinte.

Es war Annas größter Fehler, daß sie so reizbar war. Sie hörte aus Reden, die sie auf sich bezog, nicht nur den einfachen Sinn der Worte heraus, sondern alles, was diese Worte nur be-

deuten konnten. Wenn irgendein kränkendes Wort fiel, fühlte sie sich leicht betroffen. Man kann diesen Fehler auch bei vielen Gepreßten finden. So diente ich einmal längere Zeit beim Regiment Lidris. In meinem Bataillon waren viel Tataren, ein paar Karäer und eine Anzahl Juden. Eigentlich ist da doch nichts weiter Besonderes dabei. Aber es brauchte nur ein Soldat ‚Antichrist‘ zu rufen, und sofort fuhren die Juden zusammen, und nur die Juden. Die Tataren und Karäer dagegen brauchten das Wort selbst als Schimpfwort, sogar gegen christliche Kameraden. Die Juden sind eben zu reizbar.

Um mich kurz zu fassen, Annas Leben hier war nicht sehr angenehm. Sie fühlte sich einsam, da sie mit niemandem sich recht unterhalten konnte. Und es ist ein großes Unglück für die Weiber, wenn sie den Mund halten müssen. Sie sind nun einmal Klatschmäuler, und wer ihnen den Mund verbietet, bereitet ihnen großen Kummer.

Seit dem Tage, da ich ihr Geheimnis erfuhr, war ich ihr bester Gesellschafter. Wie zur Entschädigung für ihr langes Schweigen, redete sie nun oft stundenlang auf mich ein und verwickelte sich nicht selten in Widersprüche bei ihrer Erzählung. So erzählte sie, daß sie große Sehnsucht nach ihren Verwandten und Bekannten in der

Heimat habe, und hinterher, daß sie sie bitter hasse. Es kann sein, daß sie die Wahrheit redete. Denn man haßt nur etwas, was einem Schmerz verursacht. Anna haßte ihre Verwandten, weil sie an ihrem Schmerz schuld waren, dem Schmerz der Reue und der Sehnsucht, vielleicht auch dem Schmerz der Beschämung, und allem, was daraus folgt.

Sobald Anna einmal die Zunge gelöst war, trug sie kein Bedenken, vor Marjuscha und Jakob jüdisch zu reden, der manchmal zu uns kam. Anna begann, ihn freundlicher zu empfangen; nur Marjuscha vermied es, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Sie konnte ihn nun einmal nicht leiden. Annas Haus wurde allmählich zu einer Art jüdischer Kolonie, oder wenn ihr wollt, zu einer jüdischen Klaus, besonders, wenn Peter nicht zu Hause war. Wir kamen dort zusammen und sprachen jüdisch, so wie man heute in irgendeiner Klaus jüdisch spricht. In Annas Bezirk fühlten wir uns frei. Sie wurde eine Mutter für uns Gepreßte in der Verbannung. Auch Marjuscha begann, etwas jüdisch zu reden.

Jakob merkte, wie seine Gemeinde immer mehr in Annas Kreis geriet. Er eiferte dagegen, ohne sich selbst ihrem Einfluß entziehen zu können. Aber auch der neuen Gemeinde gab er fest umrissene, dauernde Formen. Anna war besonders lieb zu

ihm und erwies ihm mehr Ehre als uns allen. Manchmal schien mir, als fürchte sie sich vor ihm.

Ihr müßt wissen, daß die Frau ihrer alten Religion nicht untreu geworden war, sondern die Härten zweier Religionen auf sich genommen hatte. Als Jüdin hatte sie sich vor der jüdischen Hölle gefürchtet, nun kam noch die Angst vor der christlichen Hölle hinzu. Ich habe sie im Verdacht, daß sie noch ‚wihl noam‘ auswendig wußte. Sie glaubte an Träume. Darin sind sich doch alle Weiber gleich. Und Träume hatte sie oft. Da nun Jakob überzeugt war, daß er Träume deuten konnte, gefellte er sich ihr zu und deutete ihre Träume.

So sehr fühlten wir uns schon zu Hause, daß wir einmal gar nicht merkten, wie Peter eintrat, während wir uns jüdisch unterhielten. Er trat zwischen uns und mischte sich in unser Gespräch. Sein Gesicht war klar und heiter, wie immer, wenn er aus dem Wirtshaus kam. Er fragt, und wir antworten; wir fragen — und er antwortet in reinem Jüdisch, als ob wir schon lange mit ihm so redeten, bis endlich Marjuscha die Geschichte merkte.

‚Papa,‘ rief sie in freudigem Erstaunen, ‚du kannst auch Jüdisch?‘

Wir fuhren alle zusammen, als hätte man uns

bei einem Diebstahl ertappt. Er strahlte übers ganze Gesicht — und sagte:

„Was hast du denn sonst gedacht? Daß ich es nicht kann? Wenn du es nur so gut könntest wie ich!“

Die Sache erschien mir verdächtig. Ob er etwa auch getauft sei? Ich beschloß, Anna über ihn zu befragen.

Sie klärte mich über meinen Irrtum auf:

Peter war in einer rein jüdischen Stadt aufgewachsen. Auch dort war er Schreiber auf dem Gemeindeamt gewesen und hatte soviel mit Juden zu tun, daß er ihre Sprache lernte. Nebenbei erzählte sie mir, daß er ein Judenfreund und überhaupt ein ausgezeichnete Mensch sei. Wäre dem nicht so, hätte sie niemals die Torheit begangen, die Religion ihrer Väter zu verlassen, um ihm nachzufolgen.

„Und wie heißt die Stadt, von der du sprichst?“ fragte ich aus purer Neugierde.

Sie nannte den Namen meiner Stadt. Ich geriet in mächtige Erregung.

„Und wie heißt dein Vater?“ fragte ich zitternd. „Bandit.“

„Ist er Schankwirt?“

„Ja. Woher weißt du das aber? Ist es etwa deine Heimatstadt?“

Ich sagte ihr den Namen meines Vaters — und wir beide schlugen die Hände vor Staunen zusammen.“

---

Während der Erzählung des Alten hatte sich der Nebel zerstreut. Ich blickte nach oben. Schwarz wölbte sich der Himmel über uns, mit Sternen und Sternenhäufchen besät. Ich gedachte des Versprechens des Herrn an unsern Vater Abraham:

„Ich will deinen Samen mehren wie die Sterne des Himmels“ — und es kam mir vor, als wären statt der Sterne unzählige Juden am Himmel. Die einen vertrieben in der Verbannung, die anderen in milchigen Nebel gehüllt. Aber, wie mir schien, war auch zwischen den vereinzelt, den fernen, den vertriebenen ein bestimmtes Verhältnis und eine schöne Verbindung. Sie sind wie unzählige leuchtende Sterne, fern und doch einander so nah.

8.

Ein frischer Wind hatte sich erhoben. Der Alte wickelte sich fester in seinen Mantel und fuhr fort:

„Obwohl unsere kleine Gruppe sich von den Geboten der Thora frei gemacht hatte und neue

Gebote nicht auf sich nehmen wollte, verfielen wir doch nicht in Zügellosigkeit. Unsere Sehnsucht, irgend etwas zu haben, woran wir uns gebunden fühlten, brachte uns dazu, daß wir uns eine besondere Thora und neue Gebote schufen.

So waren wir zum Beispiel, noch bevor wir eine Freistatt in Annas Haus gefunden hatten, immer peinlich darauf bedacht, uns jeden Sabbat zu treffen, um wenigstens kurze Zeit jüdisch zu sprechen, und wären es auch nur zwei, drei Worte — nur um unserer Pflicht zu genügen. Hierfür waren wir selbst bereit, uns in Gefahr zu begeben.

„*Modeh 'ani*“ pflegten wir nicht zu sagen, aus Furcht, die Patrone möchten es merken; und dann drohte uns sicher die Peitsche. So begnügten wir uns, das Gebet zu denken, mit dem Gesicht nach der Richtung gewandt, von der wir vermutlich gekommen waren, und wo unsere Vaterstadt liegen mußte.

Ein Stück von einem „*Arbah kanfes*“ befand sich bei Jakob. Die „*Jizzith*“ hatten wir schon abgerissen, denn wenn man sie entdeckt hätte, hätte es Peitschenhiebe gesetzt. Dieses Stück bewahrten wir heimlich auf. Wir küßten es wie eine Thorarolle, wenn wir uns sicher glaubten.

Eine Stunde am Sabbat und an den Tagen, die nach Jakobs Rechnung Festtage waren, mußten

wir feiern und uns von jeder Arbeit fernhalten. Eine Stunde am Sonntag und an allen Festen der Christen mußten wir irgendeine Arbeit tun, zum mindesten Papier zerreißen oder Feuer anzünden.

Noch manch ähnliche Gebote hatten wir, die alle nicht an einem Tag erfunden waren. Sie waren zu ihrer Zeit festgesetzt worden und wurden so heilig gehalten, daß wir sie auch noch peinlich hüteten, nachdem wir in Annas Hause eine Freistatt gefunden hatten.

Dazu kam bei mir noch Jakob mit seiner Lehre, daß es in der Verbannung verboten sei, von jemandem Gutes entgegenzunehmen, der nicht selbst in der Verbannung lebe. Er selbst merkte nicht, wie er immer mehr sich von Annas Freundlichkeit umgarnen ließ. Immer, wenn er mich mit Marjuscha zusammen sah, trat er zwischen uns und war nie um ein Mittel verlegen, uns zu trennen. Ich zürnte ihm innerlich, aber vermochte es nicht, ihm zu trotzen. Es kam soweit, daß Marjuschas Geduld riß. Wütend sagte sie mir die Freundschaft auf und mied mich fortan.

Das war ein großes Unglück für mich. Bisher war es mir gar nicht so zum Bewußtsein gekommen, wie sehr ich an jenes Mädchen gebunden war. Ich kam mir so leer vor. Wie ein Fremder erschien ich mir plötzlich in jenem Hause. Alle

redeten fröhlich, und ich schwieg niedergeschlagen. Ich suchte sie, ich haschte nach einem Blick ihrer Augen, ich wollte nur, sie sollte mich einmal ansehen, unsere Blicke möchten sich treffen. Aber sie floh vor mir; nein! sie floh nicht, sie wußte scheinbar nicht mehr, daß ich mich im Hause befand.

Als ich Jakob einmal allein traf, überschüttete ich ihn mit Vorwürfen. Ich glaubte, ihn an einer wunden Stelle zu fassen, und sagte: ‚Mir lauerst du auf? Und wieviel Gutes nimmst du doch selbst von Anna entgegen! Hat dir etwa dein Vater im Traum dazu Erlaubnis gegeben?‘

Jakob antwortete ohne jede Erregung: ‚Erstens hinkt das Beispiel; du und Marjuscha — ihr seid beide jung... und zweitens: nehmen wir einmal an, daß ich unrecht tue, bist du dann nicht schuld daran? Wäre es doch dann an dir, mich zu warnen, genau so wie ich dich warne! Du mußt wissen, daß ich mich auch sehr über die Geschichte ärgere.‘

Und ich — ich war bereit, ihm seine Sünde zu verzeihen, wenn er nur auch mir meine Sünde verzeihen wollte. — — — — —

Das war gerade am Sabbat geschehen. Wir hatten Exerzieren. Ich stand in der ersten Reihe und war Jakobs Vordermann.

Wir übten gerade eine schwierige Freiübung.

Da muß der Soldat seinen linken Fuß in gerader Linie ausstrecken, so daß er kaum noch den Boden berührt. Das ist das erste, schwerste Tempo, weil man die ganze Zeit über auf einem Fuß stehen muß. Und der andere Fuß ist einem nur eine überflüssige Last. So muß man stehenbleiben, bis man das Kommando ‚zwei‘ hört. Dann muß man blitzschnell sich auf den ausgestreckten Fuß stellen und den rechten Fuß rückwärts beugen. Auf ‚drei‘ muß man den gebeugten Fuß wieder vorsezen.

Diesmal verweilten wir allzulange in der ersten Stellung. Meine Adern schwellen an und zitterten. Es stach mich wie mit Stecknadeln im Fuß. Plötzlich kam es mir vor, als würde mir mein Fuß abgerissen, und als schwebte ich frei in der Luft. Ich fiel hin.

Das war mein erster Fehler an diesem Tage. Der Hauptmann tat glücklicherweise so, als habe er nichts gesehen, und ich tröstete mich, daß dies ohne böse Folgen vorübergehen würde.

Der Hauptmann gab sich gerade mit dem letzten in der Reihe ab, dessen Stellung ihm nicht gefiel. Inzwischen stach mich der Haser. Ich wollte auf jeden Fall das Gebot des ‚Jüdisch-Sprechens‘ erfüllen, beugte mich zu Jakob zurück und flüsterte ihm zu: ‚Den ganzen Tag werden sie uns festhalten. Wann werden wir unsere Stunde feiern?‘

Im selben Augenblick ging der Hauptmann zwischen den Reihen hindurch und war gerade hinter mir. Er hörte mich jüdisch reden — solch ein Offizier hört doch auch alles — und das war ein schweres Vergehen, das man einem ‚Gepreßten‘ auf keinen Fall verzieh. Nur die Peitsche konnte seine Schuld sühnen.

Zwei Vergehen kamen bei mir zusammen. Als ich mich auf den Heimweg machen wollte, wurde mir der Befehl erteilt, morgen wiederkommen, um zwanzig Peitschenhiebe in Empfang zu nehmen.

Ich nahm den Befehl mit soldatischem Gehorsam und kalten Mutes entgegen — wenigstens äußerlich.

Das gefiel meinem Hauptmann. Er war ein ganzer Soldat und haßte die Weinliesen und Feiglinge aus tiefstem Herzen.

Er sah mich freundlich an und sagte: ‚Da du sonst ein so geschickter Soldat bist, will ich deine Strafe mildern. Du hast die Wahl, deine Hiebe zu teilen; morgen sollst du zehn haben, und die anderen darfst du auf einen späteren Termin verschieben.‘

Diese Erleichterung pflegte man den Gepreßten zu gewähren, wenn man ihren Körper für zu

schwach hielt, die zudiktierten Hiebe auf einmal auszuhalten, oder wenn man meinte, daß der Sünder einer Begnadigung wert sei. Auf den ersten Blick mag das wie eine Erleichterung aussehen, aber im Grunde war diese Erleichterung schwerer als die Strafe selbst. Essen, Trinken, Schlafen — sein ganzes Leben wird einem vergällt, wenn man jeden Augenblick daran denken muß, daß seine Schultern einem eigentlich gar nicht gehören und daß man früher oder später sich auf die Erde hinstrecken muß, einer auf seinem Nacken und einer auf seinen Füßen Platz nimmt und die Peitschen auf einen niedersausen, eins und zwei und drei.

Und fürchterlich ist der Schmerz. Man fühlt, wie sie einem Hautstreifen abreißen..., auf die Wunde fällt ein neuer Hieb und reißt einen neuen Streifen ab..., Wunde neben Wunde. Man will schreien und kann nicht. Man krallt sich mit seinen Nägeln in das Erdreich..., aber die Nägel sind schon weich geworden..., man möchte sich ins eigene Fleisch beißen, aber sein Fleisch gehört einem ja gar nicht mehr. Nicht einmal seinen Hals kann man drehen, solange sie auf einem sitzen.

Schwer ist diese Strafe wie die Qualen der Hölle, aber noch schlimmer ist die Erwartung, wenn man weiß, daß sie einem bevorsteht. Dann

ist es einem, als ob man jeden Augenblick Schläge empfinde.

Ich faßte mir damals ein Herz und sagte:  
'Euer Gnaden, ich bin bereit, lieber fünf- und zwanzig Hiebe auf einmal zu empfangen, als zweimal zehn.'

'Warum?'

'Einem russischen Soldaten steht es nicht an, viel zu rechnen, besonders wenn es nicht ihn, sondern seine Schultern betrifft! Er muß strikte Disziplin wahren.'

Der Hauptmann sah mich freundlich an und ermäßigte die Strafe von zwanzig auf zehn Hiebe.

Da kam auch Jakob heran und stellte sich dem Hauptmann gegenüber in Positur.

'Euer Gnaden, nicht er ist an der Sache schuld, sondern — ich. Ich habe zu ihm geredet. Er hat nichts gesagt. Auch an seinem Hinfallen während des Exercierens bin ich schuld; ich hatte ihm ein Bein gestellt. Ich bin bereit, seine Strafe auf mich zu nehmen, wie ich's verdiene.'

Ein Leuchten ging über des Hauptmanns Gesicht, als er sagte: 'Zwar ist deine Absicht sehr löblich, daß du dich für deinen Kameraden opfern willst. Du kannst allen Rekruten ein Vorbild sein. Kinder, hört ihr? Liebt einander so, wie Jakob seinen verurteilten Kameraden liebt. Aber merke dir,

daß der Hauptmann nicht mit sich spaßen läßt. Die Augen des Hauptmanns sind überall. Der Hauptmann sieht alles und weiß genau, wer der Schuldige ist.' —

Ich machte mich auf den Heimweg, nicht betrübt und nicht fröhlich. Ich fühlte überhaupt nichts. Mir schien es, als ob mein Körper gar nicht mein Eigentum wäre, als ob ich ihn mir nur für einige Stunden geliehen hätte.

In jener Nacht wachte ich sehr oft auf. Wie Schlangen kroch es mir über den Leib. Am nächsten Morgen stand ich früh auf und ging hinaus. Marjuschka lag noch halbwach im Bett.

„Wohin?“ versperrte mir Anna den Weg.

Ich überlegte einen Augenblick, dann schüttete ich ihr mein Herz aus und erzählte ihr alles.

Anna schüttelte den Kopf, und Tränen schimmerten in ihren Augen: „Unglücklicher! Und wohin gehst du?“

„Zum Haus des Hauptmanns, um mein Teil zu empfangen. Wenn schon eine Strafe über einen verhängt ist — soll sie wenigstens schnell erledigt werden.“

„Nüchtern?“

„Einerlei“, sagte ich mit einer abweisenden Handbewegung und ging gemessenen Schrittes meines Weges.

Ich traf Leute und grüßte sie nicht. Menschen kamen hinter mir her und überholten mich — ich blickte sie nicht an. Ich fühlte in jener Stunde weiter nichts als meine Schultern und die furchtbare Peitsche.

Das Haus des Hauptmanns war mehr als zwei Stunden von Chalpowo entfernt. Als ich dort anlangte, beschloß ich, vor der Tür zu warten, bis der Hauptmann herauskommen würde.

Es kam mir vor, als hörte ich von innen eine bekannte Stimme... nicht fremd erschien sie mir... Einwände... Debatten höre ich, aber ich kann die Worte nicht unterscheiden, und ich will sie auch gar nicht unterscheiden. Ich wurde ungeduldig; ich wollte, der Hauptmann möchte bald herauskommen und mit mir tun, was er wolle; man möchte mich schnell ins Krankenhaus bringen und mich verbinden. Und es würde Abend und Morgen werden und lange Zeit vergehen, bis ich wieder gesund würde. Und dann wünschte ich wieder, er möchte recht spät kommen, um so den Beginn meiner Leidenszeit möglichst weit hinauszuschieben. So schwankte ich zwischen zwei Extremen hin und her.

Die Tür ging auf. Auf der Schwelle erschien — Herr des Himmels — Marjuscha!

Sie ging zur Rechten des Hauptmanns. Mit der einen Hand streichelte er ihr Haar, mit der

anderen hielt er ihre Hände. Er wandte sich zu mir:

„Horwitz! Dies schöne Mädchen hat für dich gebeten. Es ist nicht Sitte bei den Soldaten, Bitten solch eines prächtigen Mädchens abzuschlagen. Um ihretwillen sei dir alles verziehen. Geh wieder nach Hause!“

Ich hätte in jenem Augenblick gern vierzig Hiebe entgegengenommen, wenn ich sie nur aus den Händen jenes Soldaten hätte befreien können.

Als ich mich auf den Heimweg machte, ging ich absichtlich langsam und blieb schließlich stehen, weil ich dachte, Marjuschka würde mich einholen. Ich wiegte mich in der Hoffnung, daß sie jetzt mit mir reden würde. Ich wollte sie fragen, wie sie eigentlich hergekommen sei, da ich sie doch auf meinem ganzen langen Wege nicht gesehen hatte.

Wie eine Ewigkeit erschien mir die Wartezeit. Ich fürchtete schon, sie würde nie von dort fortgehen. Ich versiel auf den verrückten Gedanken, Kehrt zu machen, um zu sehen, was dort eigentlich mit Marjuschka geschehe. Was konnte mir schließlich dieser Kerl mehr antun, als mich auspeitschen lassen.

Plötzlich erschienen mir die Hiebe gar nicht mehr so schlimm. Ich meinte, sie seien gar nicht so schmerzhaft und man dürfe gar nicht soviel Auf-

hebens davon machen. Mein Körper schien zeitweise jedes Gefühl verloren zu haben. Man hätte mich jetzt schlagen können, ohne daß ich irgend etwas gefühlt hätte.

Ich kehrte um.

Glücklicherweise brauchte ich mich gar nicht erst in Gefahr zu begeben und bis zum Haus des Hauptmanns zu gehen. Ich traf Marjuscha schon unterwegs. Sie ging an mir vorbei, ohne mich zu beachten, als ob ich irgendein gleichgültiger Feldstein sei.

„Marjuscha“, rief ich ihr nach.

Sie ging weiter, als hätte sie nichts gehört.

„So bist du zu mir? Marjuscha! Warum hast du mich denn dann von der Peitsche befreit?“

Sie blieb nachdenklich einen Augenblick stehen. Sie verlor ihr Tuch, hob es wieder auf und ging weiter.

Allein kam ich ins Dorf zurück. Anna empfing mich mit Freudentränen in den Augen. Auch mir schossen die Tränen hervor, ohne daß ich wußte, warum. Meine Blicke trafen sich mit Marjuschas. Es war alles so sonderbar.“ — — — — —

Inzwischen hatte unser Wagen den Gipfel des Berges hinter sich und fuhr nun im Galopp die abschüssige Straße hinunter. Bald waren wir in

einem kleinen Dorfe angelangt, das friedlich im Grunde des Tales lag. Wir benutzten die Gelegenheit, eine kurze Rast zu machen, um uns etwas zu wärmen.

## 9.

Nachdem wir uns in dem Gasthaus etwas aufgewärmt hatten, stiegen wir wieder in den Wagen. Der Kutscher begann, sich mit seinen Pferden etwas zu erzählen, und der Alte kehrte zu seiner Geschichte zurück:

„So war ich zwei gewichtigen Gläubigern zum Schuldner geworden. Jakob hatte sich an meiner Statt auspeitschen lassen wollen — es war ihm zwar nicht gelungen — und Marjuscha hatte einen mühevollen Marsch von zwei Stunden nicht gescheut, um bei dem Hauptmann für mich Fürsprache einzulegen, und mich so gerettet. Ich stand tief in ihrer beider Schuld. Nur daß ich innerlich Jakobs Edelmut möglichst herabzusetzen suchte, um ihm nicht allzu großen Dank schuldig zu sein und von ihm loszukommen, denn sein Einfluß lastete schwer auf mir; und die andere war für meine Dankbezeugungen unempfindlich.

Um jene Zeit begann ich, mich mehr und mehr

als junger Soldat zu fühlen, der mit den Offizieren auf ganz gutem Fuße stand. Der Hauptmann sprach schon öffentlich von mir als einem guten Soldaten. Ich fing an, mir meines Wertes bewußt zu werden. Militärischer Ehrgeiz beseelte mich. Ich sah mich im Traum oft als Offizier und oft als noch mehr... Ich kämpfte auf dem Schlachtfelde... Ich vollbrachte Heldentaten... Damals begann man unter den Soldaten über die Türken zu sprechen. Es kam zu erregten Debatten zwischen mir und Jakob: er wollte mich überzeugen, daß die Türken Nachkommen unseres Verwandten Ismael seien — und ich glaubte ihm nicht; ich wollte ihm ganz und gar nicht glauben. Er erzählte mir, seine Ismaeliten seien löwenstarke Helden — und ich sagte: ‚Wenn ich doch nur zehn Türken hier hätte, ich würde sie mit einer Kugel zu Brei schießen!‘ Durch unsere Debatten entfernten wir uns immer mehr voneinander. Er fiel mir zur Last mit seinen fortwährenden Warnungen, Einwänden und Reden.

Eines Tages waren wir draußen auf dem Schießplatz. Jakob traf ein besonders weites Ziel zwölfmal hintereinander und stellte damit alle seine Kameraden in den Schatten. Der Hauptmann ging zu ihm hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und rief voller Freude:

„Bravo, Jakob! Du hast ja alle Anlage zum Offizier. Wenn du etwa irgendeinen Wunsch hast, sag' ihn nur frei heraus. Ich will ihn dir gern erfüllen.“

Und Jakob bat um die Erlaubnis, jeden Tag ein jüdisches Gebet sprechen zu dürfen und am Sabbat vom Dienst befreit zu werden.

Der Hauptmann gewährte ihm lächelnd seine Bitte.

Ihr müßt wissen, daß damals unsere Vorgesetzten schon daran verzweifelt hatten, uns zum Übertritt zum Christentum zu bewegen. Man hatte erkannt, daß alle Züchtigungen, alle Mittel keinen Eindruck auf uns machten. Man sah ein, daß wir das allmorgendliche Gebet vor dem Kreuz nur gezwungen her sagten, und schaffte daher die ganze Geschichte ab. So war Jakobs Bitte gar nicht so schwer zu erfüllen.

Von Stund' an wurde Jakob ein großer Türkenfresser. Er pflegte sie jetzt als Zwerge hinzustellen und nannte den Hund seines Patrons ‚Türk‘.

Im allgemeinen glaubte ich eine ziemliche Aenderung bei Jakob zu bemerken, die zwar nicht offen in Erscheinung trat, die einem aber doch auffiel.

In jenem Jahr war ein schneidend kalter Winter . . . . Schneestürme . . . . ungangbare Wege . . . . So mußten die Bauern in ihren Häusern

bleiben und feierten aus lauter Langweile Hochzeiten. Wer neugierig war, ging hin und sah zu. Auch ich gehörte zu diesen. Der Hauptmann hatte mir besondere Vorrechte zugebilligt und mich von vielen Übungen befreit, die für mich in der Tat überflüssig waren. Ich hatte mich schon in allen Zweigen des Militärdienstes bewährt und konnte so genug Zeit meiner Neugierde widmen. Mein Hauptmann hatte mich gern, wie übrigens fast alle älteren Gepreßten, denn wir waren seine besten Rekruten. Was ist denn auch schließlich der größte Wunsch solch eines Hauptmanns? Daß der Oberst bei der Inspektion sagt: ‚Bravo, Hauptmann!‘ So wie der Hauptmann immer zu uns sagt: ‚Bravo, ihr seid tüchtige Kerls.‘

Jene Hochzeit, von der ich erzählen will, fand nun nicht bei einem einfachen Bauern statt, sondern bei einem reichen Bauern, einem von denen, die über ihren Stand hinauswachsen wollen. So waren nur die Oberschichten des Dorfes zu dieser Hochzeit eingeladen: die wenigen Beamten, der Dorfschulze, der Gemeindefschreiber usw.

Unser Hauptmann mischte sich gern hin und wieder unter die Leute, um sich zu amüsieren. Und dann kannte seine Ausgelassenheit oft keine Grenzen.

Es versteht sich von selbst, daß er zu den Tänzern auf jener Hochzeit gehörte.

Auch Marjuscha befand sich diesmal unter den Gästen. Sonst pflegte sie Hochzeits- und Tanzfestlichkeiten zu meiden, und sie tat recht daran. Ihre Traurigkeit trat stärker hervor, wenn sie unter anderen Mädchen weilte. Fremd erschien sie, fremd und einsam unter den vielen. Wenn sie schwieg, verstummten alle lärmenden Gespräche. Wenn sie an der Unterhaltung teilnahm, war ihre Stimme sehr wohl aus den anderen herauszuerkennen. Ihr Kleid stach aus allen anderen Kleidern hervor, obwohl sie alle offenbar gleich dörflisch gekleidet gingen. Ihr Gehen und Stehen, ihr ganzes Wesen hatte etwas Besonderes an sich. Die ganze Zeit wurde sie von blitzenden Augen durchbohrt, daß sie schier wie ein Sieb hätte durchlöchert werden können.

Als ich sie an jenem Abend beobachtete, fiel mir auf, daß ihr Gesicht röter und ihr Mund kleiner geworden war; ihre Augen erschienen mir eingesunken, ihre ganze Gestalt zusammengefallen. Sie erinnerte mich etwas an das Gesicht meiner Mutter in den Tischa-beaw-Nächten, wenn sie mit ihren Nachbarinnen, die nicht hebräisch konnten, zusammensaß und ihnen vorlaß: ‚Wie sitzt so einsam die Stadt.‘

Jene ganze Nacht tanzte der Hauptmann mit Marjuscha. Die anderen Mädchen gaben anfangs

den einfältigen jungen Männern einen Korb: sie hofften augenscheinlich, daß schließlich der Hauptmann sich doch auch einmal zu ihnen wenden werde. Und was kam zum Schluß heraus? Die jungen Männer waren auf die jungen Mädchen böse, die Mädchen auf Marjuscha und ich auf den Hauptmann.

Während der Pause geschah etwas Unerhörtes. Sirgi Iwanowitsch, ein junger Mann, der Sohn des Dorfschulzen, ein sehr streitsüchtiger Kerl, stand hinter Marjuscha und rief ihr mit schneidender Stimme zu: ‚Judenmädchel‘.

Ein höhnisches Lächeln malte sich auf dem Gesicht der eifersüchtigen Mädchen.

Marjuscha erbleichte und sah sich um. Ihr Auge fiel zuerst auf den Hauptmann. Er drehte seinen Schnurrbart und gab sich Mühe, ein wütendes Gesicht aufzusetzen.

Marjuscha sah von ihm weg; und ihr Blick traf sich mit meinem.

Das Maß war voll für mich; es mußte etwas geschehen.

Mit einem Satz fiel ich über den Beleidiger her, schleppte ihn vor Marjuscha und stieß ihn ein paarmal in die Seite.

‚Bitt’ um Verzeihung‘, herrschte ich ihn an.

Niemand ist so gefügig, wie ein Ungläubiger, wenn er gezwungen wird. Er weigerte sich nicht, bat um Verzeihung, wie ich es ihm befohlen hatte, und entrann so meiner Faust.

Der Hauptmann sah mich freundlich an, als wollte er sagen: ‚Das hast du gut gemacht‘, und das rettete mich vor den anderen jungen Männern. Marjuscha ging hinaus, und ich folgte ihr.

Draußen fand ich sie in Tränen aufgelöst. Sie stammelte abgerissene Worte, die ich nicht verstand. Ich wollte sie trösten und wußte nicht wie, und so gingen wir schweigend nebeneinander.

Der Schnee knirschte unter unseren Füßen. Aus dem Hochzeitshaus drangen abgerissene Worte und Tanzmusik an unser Ohr. Mir schien, als verfolgten uns diese Stimmen und riefen uns nach: ‚Judenkinder‘.

Mir stieg es heiß hoch. Ich fühlte mich auf einmal als guter Anwalt der Juden und stieß hervor:

‚Wenn du diese Beleidigung eines grünen Jungen so tragisch nimmst, der kaum weiß, wie alt er ist — wieviel schwerer sind da doch Tage, Monate und Jahre der Schmach!‘

Sie sah mich mit blitzenden Augen an. Sie schien zu glauben, daß ich auf ihr beleidigtes Benehmen mir gegenüber anspiele, und wollte mich beschwichtigen.

„Jahre?!“ — fragte sie staunend — „und was tue ich dir denn eigentlich? Ich will nur, daß du nicht soviel auf Jakob hörst. Er ist ein schlechter Mensch. Er kann mich nicht leiden! Immer lauert er uns auf, um mich von dir zu trennen.“

„Er hat Angst, ich würde mich taufen lassen.“

Sie sah mich mit einem unwiderstehlichen Blick an, dem Blick einer süßen Schwester.

„Nein“, unterbrach sie mich, „ich werde dich nicht verführen, so etwas zu tun. Du und deine Töchter würden ja für immer unglücklich werden. Weißt du? Ich habe mir vorgenommen, mich niemals zu verheiraten. Denn ich weiß, man wird auch meinen Töchtern ‚Judenmädels‘ nachrufen.“

Meine Beredsamkeit für die Juden erkaltete. Ich bedauerte sehr, daß wir auf dieses Gespräch gekommen waren.

Sie schwieg auch. Dann wandte sie sich zu mir und sagte:

„Warum haßt Mutter die Juden denn so sehr? Sicher kennt sie sie besser als Vater!“

„Wahrscheinlich fürchtet sie, daß man ihr ‚Judenmädels‘ nachrufen könnte, wie dir?“

„Und warum hat sie dann all dieses Leid auf sich genommen?“

„Frag sie selbst; vielleicht wird sie es dir erklären können.“

Was weiter geschah — ich liebe es nicht, viel Einzelheiten zu erzählen, wie das die Schriftsteller zu tun pflegen. Genug, daß von nun an ein starkes Band uns umschlang. Marjuscha wurde mir wie eine Schwester.

Jakob behielt mit seiner ersten Vermutung recht. Ich fühlte mich gebunden, ohne auch nur einen Versuch zu machen, mich zu befreien. Im Gegenteil, mit oder ohne Willen, geriet ich immer tiefer in ihr Netz.“

Die Augen des Erzählers leuchteten in der dunklen Nacht, daß ich schier glauben mochte, ein Jüngling von 18 Jahren sitze mir gegenüber. Er verstummte auf kurze Zeit, in seine Erinnerungen versunken.

## 10.

„Eines Tages wurde Chalpow plötzlich schwer krank. Anna wußte wohl, daß er mit seinen Verwandten immer noch in Erbschaftsstreitigkeiten lag, und fürchtete beständig, die Verwandten würden, falls Peter vor ihr stürbe, die noch bestehenden Unklarheiten benutzen, um sie von ihrem Erbteil zu verstoßen und samt Marjuscha dem Elend preiszugeben. Oft schon hatte sie ihn beiläufig daran erinnert; er hatte zwar ruhig zugehört und ge-

lächelt, wie es seine Art war, aber am nächsten Morgen hatte er schon daran vergessen und tat nichts in der Angelegenheit. Denn die ewigen Schreibereien auf dem Gemeindeamt hatten ihm die Feder so verhaßt gemacht, daß er sich überwinden mußte, sie einmal außerhalb des Dienstes zu gebrauchen. Selbst unwesentliche Briefe verschob er von Tag zu Tag, um so mehr also die Klarstellung von Erbschaftsfragen. Was gab es da erst alles zu schreiben, wenn er sich mit der Angelegenheit ernstlich befassen wollte — was Wunder, daß er sie immer wieder aufschob.

Anna mußte jetzt mit ihm darüber reden, aber sie fühlte sich nicht fähig dazu. Manchmal kam sie sich wirklich ganz sonderbar, ganz fremd an diesem Ort vor. Wie kam sie eigentlich dazu, das Besitztum des alten Simon Chalpow, den sie gar nicht gekannt hatte, erben zu wollen? So bat sie mich, ihm die Dringlichkeit der Sache klarzumachen. Ich ging zu ihm hinein, begann mich mit ihm zu unterhalten und ließ nebenbei vorsichtig ein paar Worte über die ‚Angelegenheit‘ einfließen, um ihn nicht durch die Erinnerung an den Tod zu beunruhigen. Meine Vorsicht war überflüssig. Er redete über die Möglichkeit seines Todes mit vollkommener Ruhe, nur, meinte er, wäre es mit der ‚Angelegenheit‘ nicht so eilig, dazu würde sich immer noch

Zeit finden. Nichtjuden sorgen sich eben nicht so um die Zukunft wie wir Juden. Ich habe es in meinem Leben immer wieder erfahren.

Peter hörte mir also ruhig zu, verstand wohl, daß ich nicht unrecht hatte, aber er sah die Dringlichkeit der Sache nicht ein und verschob sie, bis es zu spät war. Er wurde von Tag zu Tag kränker, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöste.

Annas Befürchtungen gingen leider in Erfüllung. Der Dorfschulze, der zu ihren Verwandten gehörte, erhob im Namen der übrigen Verwandten Anspruch auf das Erbe. Er fand sie mit einer Geldsumme ab, und zum Schluß wurde das ganze Grundstück seinem Sohn, Sirgi Iwanowitsch, zugesprochen; Anna und Marjuschka sollten entschädigt und dann auf die Straße gesetzt werden.

Schließlich wurde es offenbar, daß all dem eine tiefere Absicht zugrunde lag. Jener Sirgi Iwanowitsch, der zwar keine Gelegenheit ungenützt ließ, gegen die Juden, die als ungebetene Gäste ins Dorf gekommen seien, loszuziehen und Anna und Marjuschka zu kränken, wußte doch sehr wohl die Vorzüge Marjuschkas vor den anderen Mädchen zu schätzen und begehrte sie zur Frau. So sind diese Menschen.

Er wußte wohl, daß sie ihm nicht gern folgen würde; aber nachdem er als Erbe eingesetzt worden

war, ließ er ihr durch Vermittler zureden und versprach, falls sie ihn heiraten wolle, ihr und ihrer Mutter alles wiederzugeben. Anna schien der Sache nicht abgeneigt zu sein. Marjuschka wandte sich an mich um Rat. Ich deutete an, daß ich zu Annas Meinung neige.

„Lügner“ antwortete mir da Marjuschka aufgebracht.

Und sie hatte recht. Ich hatte in jenem Augenblick gelogen. Ich wollte ja überhaupt nicht, daß sich Marjuschka verheiratete, und dann ganz bestimmt nicht mit Sirgi Iwanowitsch. Warum hatte ich also zugestimmt? Ich weiß es selbst nicht.

Der Heiratsvermittler mußte unverrichteter Sache abziehen.

Eigentlich hatte ich die Unglücklichen nicht so bald verlassen wollen, aber das Schicksal wollte es anders.

Der Kampf um Sebastopol brach los. Unser Regiment wurde unter den ersten mobil gemacht. So wurde ich wider meinen Willen aus dem Kreise meiner Lieben gerissen, in einer Zeit, da sie mich so nötig brauchten.

## 11.

Kurz, bevor wir ausrückten, traf ich Jakob. Seitdem er die Erlaubnis zum Beten und zur Sabbatrube erhalten hatte, war er ganz melancholisch geworden. Seltsame Gedanken kamen ihm: er klagte, er könne sein Gebet nicht mit der Wärme sprechen wie früher. Die Sabbatrube fiel ihm zur Last. Sein Vater redete nicht mehr mit ihm im Traume. Wie er mir eingestand, nahm er es mit dem Beten und der Sabbatrube gar nicht mehr so genau. Er glaubte, seine Gebete würden auch im Himmel nicht mehr erhört werden. Nach seiner Überzeugung bestand das Judentum eines Gepreßten nur darin, in Versuchungen standzuhalten.

Frühmorgens versammelten wir uns auf dem Exerzierplatz. Ich wurde ins Haus des Hauptmanns befohlen.

„Horwitz,“ wandte sich mein gütiger Vorgesetzter zu mir, „drei liebe Menschen bitten für dich, ich soll dich aus den ‚Selddienstfähigen‘ herausnehmen und dich in den Troß stecken. Wenn du willst, erfülle ich ihre Bitte.“

„Euer Gnaden“, antwortete ich ihm, „wenn ihr befehlt, gehorche ich. Aber wenn mein Wille den Ausschlag geben soll, so möchte ich ‚Selddienst-“

fähiger' bleiben. Welchen Zweck soll denn sonst der langjährige Drill gehabt haben?'

Der Hauptmann lächelte wohlwollend:

„Und wenn du im Kriege fällst?'

„Ich werde nicht fallen!'

„Woher hast du diese Zuversicht?'

„Ich weiß nicht woher, Euer Gnaden, aber die Hauptsache ist, daß ich zuversichtlich bin.'

„Ich bin ganz deiner Ansicht. Wollen wir mal hören, was deine schönen Fürsprecherinnen dazu sagen.'

Er öffnete die Tür zu dem anschließenden Zimmer, und Anna, Marjuschka und die Frau Hauptmann traten ein. Die Aussprache begann. Sie beharrten auf ihrer Ansicht und ich auf meiner.

„Stimmen wir ab,' unterbrach uns der Hauptmann, „ich gebe dir zwei Stimmen, dazu kommt meine — also steht es drei gegen drei.'

Ich sah Marjuschka an. Sie dachte kurz nach, dann schwenkte sie entschlossen zu uns herüber. Nun waren wir vier in der Mehrheit.

Als ich fortging, kam Marjuschka mir nach und drückte mir ein kleines Päckchen in die Hand. Ich fand darin später unter anderem: einen kleinen Siddur — sicher hatte sie ihn von „unserem Moschke' — und ein kleines silbernes Kreuz. Ich kannte es. Sie trug es ständig um den Hals.

Wir blickten einander schweigend an. Was sollten wir uns auch sagen?

Nachdem sie schon einige Schritte fort war, wandte sie sich wieder um, als sei ihr etwas eingefallen, was sie beinahe vergessen hatte:

„Und wenn du wiederkommst?“

„Komm ich zu euch“, war meine Antwort.

Wir sahen uns noch oft nach einander um, bis wir außer Sichtweite waren.

Mit Gottes Hilfe blieb Anna vor dem Schlimmsten verschont. Denn sie durfte vorläufig Haus und Hof behalten, da Sirgi gleichfalls eingezogen und unserm Regiment zugeteilt wurde. Wir gehörten zur selben Kotte. So wurde also die Exmission Annas bis auf weiteres verschoben.

12.

Mein treuer Gefährte in der Verbannung, mein Hundchen „Kläffer“ ließ es sich nicht nehmen, mir auch ins Feld zu folgen. Mochte ich ihn fortjagen, mochte ich ihn furchtbar verprügeln, er blieb mir auf den Fersen, bis wir nach langen Märschen auf dem Kriegsschauplatz anlangten.

Gleich an einem der ersten Tage, als wir noch in Reserve standen, ereignete sich etwas Beson-

deres. Wir lagen im Biwak, eine besondere Postenkette sorgte dafür, daß niemand ohne Erlaubnischein in unser Lager kam, mit Ausnahme der Marketender, die uns Lebensmittel und allerlei Gebrauchsgegenstände verkauften. Nun erschien einer dieser Marketender Jakob verdächtig, warum, wußte er eigentlich selbst nicht. Der Mann kam ihm nun einmal nicht ganz ehrlich vor. Auch Kläffer, meinem sonst so gefügigen Hund, erschien er verdächtig, und eines Tages fiel er über ihn her und hätte ihn wohl in Stücke zerrissen, wenn ihn Jakob nicht vor seinen Zähnen gerettet hätte.

Von da ab hatte Jakob ein besonders wachsames Auge auf ihn. An jenem Tage wurde uns bekanntgegeben, General L. würde das Regiment inspizieren kommen. Jakob paßte auf. Wieder tauchte jener verdächtige Marketender auf. Er beobachtete ihn scharf und sah, wie er sich hinter einem Erdhügel verbarg, einen Revolver aus der Tasche zog und ihn in die Luft richtete. Im selben Augenblick erschien der General auf der Bildfläsche. Jakob bedachte sich nicht lange, richtete seine Flinte auf den Marketender, schoß ab und traf. Es stellte sich heraus, daß er ein Pole war, der den General aus dem Hinterhalt hatte erschießen wollen.

Im Regiment munkelte man, Jakob werde avancieren. Der General hatte ihm auf die Schulter ge-

klopft und gesagt: ‚Bravo, du kannst Offizier werden.‘

Einige Tage später fiel mir auf, wie blaß Jakob ausah. Sein Lächeln glich dem erstarrten Lächeln eines Sterbenden. Er eröffnete mir insgeheim, er habe versprochen, sich taufen zu lassen.

Ja, solch eine Versuchung ist schwerer zu bestehen, als tausend Schläge, als das ganze bittere Leben eines Gepreßten auszuhalten. Wie recht hatte er doch gehabt, als er uns immer wieder einschärfte: ‚Niemand, der in der Verbannung lebt, darf von jemandem Gutes annehmen, der nicht selbst in der Verbannung lebt.‘ Schade um ihn.

Bald stand uns der Feind Auge in Auge gegenüber! Nur einen kurzen Augenblick denkt man daran, daß man seine Rechnung mit der Welt eigentlich noch nicht beglichen hat, daß einem noch viel zu tun bleibt, aber einen Augenblick später ist man wie verwandelt. Es ist schwer, das einem klar zu machen, der nicht im Krieg gewesen ist.

Hier ist auch die Geschichte Kläffers zu Ende. Ich fand ihn auf einem Erdhügel tot hingestreckt. Der Hügel war eine Erinnerung an die Helden des ersten Tages, die frühmorgens kraftvoll und siegesbewußt ausgezogen waren, um am Abend ins Grab gelegt und mit Erde zugedeckt zu werden. Die Erde kennt keine Unterschiede zwischen Volk und Volk. Sie

hat keine getrennten Gräber für Juden und Nichtjuden. Aber im Himmel wird man sicher die Seelen aussondern und jede dahin schicken, wo sie verdienstermaßen hingehört. Man sagte mir, auch Jakob sei dort begraben worden. Ich sagte ein Kaddisch über den Erdhügel.

Am nächsten Tag zogen wir wieder hinaus.

Bumm . . . — Blitze . . . Krachen . . . Feuer-  
schlangen fliegen durch die Luft . . . Schrapnelle  
. . . Bomben . . . Da stehen Soldaten . . .  
andere wanken . . . andere liegen am Boden und  
lecken ihr Blut . . . Die Reihen leeren sich . . .  
geraten zusammen . . . Stimmen prallen aufein-  
ander . . . Die russische Musik ist lauter als der  
Lärm. Aber sie wird immer schwächer. Wo ist  
die Schalmey geblieben? Die Trompete verstummt  
. . . die Bassgeige bricht mitten im Spiel ab!  
Nur ein Instrument spielt unerschrocken weiter.  
Mir ist, als spielte es: „Und gehe ich auch im  
Todeschattentale!“

Menschen ringen miteinander, die einen stechen  
tot, die anderen werden selbst totgestochen. Mancher  
erschlägt noch im Fallen den Gegner. Ich arbeite  
nach rechts und links und warte auf den Augen-  
blick, wo mich einer mit dem Bajonett durchbohrt.  
Aber wunderbarerweise geschieht mir nichts.

Es war ein kritischer Augenblick; lange konnte

es nicht so dauern: eine der beiden Parteien mußte zurückweichen.

Aber die Russen konnten es nicht, weil unser Regimentspfarrer sich unter uns befand. In seiner Hand hielt er hochgehoben das Bild der Mutter Gottes und das heilige Kreuz. Wenn die Soldaten darauf blickten, schöpften sie frische Kraft und vollbrachten Wunder von Tapferkeit.

Eine Kugel traf den Pfarrer. Er fiel hin. Das Bild wankte und fiel auch. Die Soldaten verzweifelten und wandten sich zur Flucht.

In jenem Augenblick fühlte ich drei Seelen in mir: Samuel den Menschen, Samuel den Soldaten und Samuel den Juden.

„Samuel der Mensch“ flüsterte mir ins Ohr: „Du hast deine Pflicht schon getan. Es ist alles verloren. Rück' aus!“

„Samuel der Soldat“ sagte: „Schande über dich! Wo ist deine Tüchtigkeit hin. Das Wahrzeichen deines Regiments liegt am Boden! Versuch', vielleicht kannst du es retten!“

„Samuel der Jude“ sagte: „Du mußt es retten! Ein Jude muß mehr als seine Pflicht tun!“

„Hub wieder, Samuel der Mensch“ an: „Weißt du nicht, wieviel Schläge du um dieser Bilder willen bekommen hast?“

Viele Gedanken durchkreuzten mein Gehirn in dem einen Augenblick.

Mit einem Satz stand ich neben dem Pfarrer. Er lebte, war nur an der Hand verwundet. Ich half ihm auf, gab ihm das Muttergottesbild in die Hand und hob es hoch.

„Russen, hierher!“

Ich weiß nicht, wer das rief. Ob ich? Ob ein anderer? Ob gar eine Stimme von oben?

Zum Schluß war der Sieg auf unserer Seite, nur daß ich nicht bis zum Ende dabei sein konnte. Eine Kugel traf mich in den Fuß, ich fiel hin und verlor das Bewußtsein.

Als ich erwachte, befand ich mich in einem Meer von Schreien und Seufzern, die von der Erde aufstiegen. Im Moment glaubte ich mich unter die Bösewichter in der Hölle versetzt.

Bald kam ich wieder zu mir und erinnerte mich an alles, was vorgefallen war. Neben mir lag ein auf den Tod verwundeter Pole, mit dem ich in den letzten Wochen Freundschaft geschlossen hatte. Er sah mich noch einmal mit seinen seltsamen Augen an und verschied. Friede seiner Asche!

Hinter meinem Rücken hörte ich plötzlich ein lautes Stöhnen. Ich wandte den Kopf und erkannte Sirgi. Er lag auf der Seite und ächzte. Von Zeit zu Zeit blickte er sich vorsichtig um, richtete

sich dann auf, legte sich wieder hin, richtete sich wieder auf, legte sich wieder hin.

Dieser Schurke war gar nicht so dumm. Schließlich mußte er ja doch einmal daliegen und stöhnen. Wozu sollte er also warten, bis er verwundet würde? Da war es doch besser, sich freiwillig hinzuwurfen und zu jammern.

Schlau wie er war, hatte er genau beobachtet, was ich vor meiner Verwundung getan hatte. Ein guter Gedanke war ihm aufgeblitzt. Er half mir aufstehen, verband meine Wunde und wandte sich dann zu mir:

„Hör' mal, Horwitz, du hast da etwas ganz Großes getan; aber für dich hat das ja doch keinen Wert. Im Gegenteil, es ist eine Gefahr für dich; sie werden dich von neuem zur Taufe zwingen wollen!“

„Und?“ . . . . .

„Willst du? Sei mein Zeuge, daß ich es war, der das Muttergottesbild aufhob. Der Pfarrer wird es nicht merken, und ich will dir ein gut Stück Geld dafür geben.“

Niemals in meinem Leben bin ich auf derlei Vorteile ausgegangen. Und hatte ich dem Pfarrer aus irgendeiner Berechnung heraus geholfen, etwa um Geld zu gewinnen oder Ehren einzuheimsen? Und in der Tat, wer bürgte mir da-

für, daß man nicht von neuem mich zur Taufe würde zwingen wollen? Was sollte mir das alles?

Also antwortete ich ihm: ‚Du dagegen brauchst die Sache, Sirgi. Du willst doch avancieren? Du hoffst doch, Offizier und noch mehr zu werden? Schön. Schreib nur einen Schein, daß du Annas Haus und Hof an Marjuscha abtrittst!‘

‚Ich verspreche es dir.‘

‚Ich gebe nichts auf Versprechungen.‘

‚Was soll ich tun?‘

‚Hast du Papier und Blei bei dir?‘

‚Hier.‘

Ich stemmte meine Hände auf das gesunde Bein und stand so als lebendiger, wenn auch wackliger Tisch vor ihm. Er schrieb und unterzeichnete den Schein auf meiner Schulter.

Eigentlich war das überflüssig. Sirgi würde sein Wort auch ohne Schein gehalten haben, denn er mußte ja immer fürchten, ich möchte sonst eines Tages den wahren Sachverhalt an den Tag bringen.

Über den Ausgang der Schlacht weiß ich nichts weiter, weil ich bald danach in ein fliegendes Lazarett und von dort weiter in ein Reservelazarett gebracht wurde. Auf der Reise bekam ich schreckliches Fieber und verlor total die Besinnung.

Ich weiß nicht, wieviel Tage oder Wochen so verstrichen. Die ganze Zeit befand ich mich sozusagen in einem inneren ‚Tohuwabohu‘. Vater... Mutter... Kriegsdienst... Anna... Gemetzel... Kugeln... Heiligenbilder. Alles bildete ein wüstes Durcheinander, zu dem ich keine innere Beziehung fühlte. Mein schmerzender Kopf gehörte gar nicht mehr zu mir.

Und schließlich kam es mir vor, als badete mich meine Mutter in der Wanne, und eine erfrischende Kälte blieb auf meinem Körper zurück. Mein Kopf wurde freier.

Ich fühlte eine zarte, warme Hand auf meiner Stirn, auf meinen Wangen, auf meinem Hals... Ich öffnete zum erstenmal wieder die Augen. Vor mir stand...

„Marjuscha?“

„Ja, ja,“ lächelte sie mir durch Tränen zu, „ich bin's.“

Hinter ihr erschien ein anderes Bild.

„Anna?!“

„Still, still,“ warnte sie mich, „Gott sei Dank, die Krisis ist überstanden!“

Ich war noch im Zweifel, ob alles nichts weiter als ein schöner Traum sei.

Aber es war kein Traum. Die Sache lag ganz einfach: Anna und Marjuscha hatten sich freiwillig

als Krankenpflegerinnen gemeldet, und ich hatte nichts davon erfahren.

„Marjuscha,“ begann ich bittend, „erzähl mir doch, wie ich hierhergekommen bin.“

Sie begann zu erzählen, wie ich hierhergekommen war, und wie man mich wie einen Holzklotz vom Wagen abgeladen hatte. Sie konnte nicht zu Ende erzählen, denn die Tränen übermannten sie. Anna führte ihre Erzählung zu Ende.

„Marjuscha, wo sind meine Sachen?“

„In meiner Verwahrung.“

„Gib sie mir bitte.“

„Wozu brauchst du sie?“

„Ein Zettel ist dabei.“

Auf mein Drängen brachte sie mir den Zettel.

„Sieh, was da geschrieben steht, Marjuscha!“

Sie las den Schein, der über ihr Erbrecht entschied.

Die beiden Frauen sahen sich freudig erstaunt an.

„Wie hast du das fertiggebracht?“

Ich hatte mir vorgenommen, ihnen die Geschichte nicht zu erzählen, und tat's auch nicht.

---

Als ich geheilt aus dem Lazarett entlassen wurde, war der Krieg schon zu Ende und der Friede geschlossen.“

## 13.

Der Alte machte eine kurze Pause. Offensichtlich machte er einen großen Sprung in seiner Geschichte und ließ vieles aus, was er nicht für nötig hielt, zu erzählen. Er rührte daran nur in Gedanken und fing dann ganz unvermittelt wieder an: „Ja, ja, es geht doch vieles im Menschen vor, das einem nicht zum Bewußtsein kommt. Die ganze Zeit schien ich gar keine Sehnsucht nach meinen Eltern empfunden zu haben. Niemals hatte ich ihnen geschrieben, einfach, weil ich nicht gut hebräisch schreiben konnte. Ja, wäre mein Bruder Salomo eingezogen worden, der hätte ihnen sicher oft geschrieben. Er war ein gelehrtes Haus. Russisch an sie zu schreiben, hätte keinen Zweck gehabt: das hätte soviel genügt, als wenn jemand seinen Durst mit Salzwasser löschen wollte. So gewöhnte ich mich daran, gar nicht zu schreiben. Ich schien sie ganz vergessen zu haben.

Aber auch das war nur Gewohnheit: ich hatte mich so daran gewöhnt, mich nach ihnen zu sehnen, bis mir die Sache überdrüssig wurde und ich nichts mehr dabei empfand. So erkläre ich es mir wenigstens.

Es wurde mir nun also klar, daß es eine Kammer in meinem Herzen gab, die die ganze Zeit über verschlossen gewesen war und sich jetzt plötzlich wieder öffnete. Die Sehnsucht nach meinen Eltern erwachte wieder, und damit auch ein letzter Rest von Groll über das Tauschgeschäft, das sie mit mir vorgenommen hatten.

In meinen wachen Träumen malte ich mir das Zusammentreffen mit meinen Eltern aus: Tränen... Küsse... Umarmungen... Ohnmacht... Nachbarn... Nachbarinnen. Wie ein närrisches Kind glaubte ich fest daran, daß ich sie alle noch am Leben finden würde. Ich konnte mir nicht denken, daß Gott gute Menschen, die Tag und Nacht um mich gejammert hatten, schließlich ohne Trost würde sterben lassen.

Aber je näher ich meiner Vaterstadt kam, desto mehr erkaltete meine Sehnsucht. Ein fremder Hauch wehte mich von jenen Stätten an. Nein, ‚fremd‘ ist nicht das richtige Wort, es war ein anderes Gefühl. Ich weiß nicht, wie ich es euch beschreiben soll. Wie wenn ein alter Mann sich im Traum der Leiden seiner Jugend erinnert.

Das Wetter war damals ähnlich wie heute. Die Straßen waren aufgeweicht, voller Schlamm. Da soll einer im Wagen sitzenbleiben, um in einemfort den Dreck anzustarren und die Schritte der

Pferde zu zählen: eins... zwei... drei... Da ist es wirklich besser, abzustiegen und zu Fuß zu gehen.

Das tat ich auch. Ich war nicht mehr weit von meiner Vaterstadt, nur ein Hügel und ein Tal trennten mich noch von ihr. Im Tal lag der Friedhof der Stadt. Das ist das erste, was einem in die Augen springt, wenn man in ein kleines jüdisches Städtchen kommt.

Die Pferde kamen nur schwer vorwärts, ich überholte sie auf einem kleinen Seitenwege. Als ich in das Tal hinabstieg, kam ich auf den Gedanken, den Friedhof als Durchgang zu benutzen, um meinen Weg abzukürzen.

Der Wagen blieb weiter hinter mir zurück. Ich ging ganz langsam, um mit dem Wagen am Ausgange des Friedhofes zusammenzutreffen und nicht lange auf ihn warten zu müssen.

Zwischen den Grabmälern ging ich entlang. Die einen waren verwittert, halb eingefallen, als wollten sie die Gespräche der Unterwelt belauschen; die anderen weiß und hoch aufgerichtet. In eine stumme Welt war ich gekommen. Schwer lastet die Friedhofsrube auf einem; man kann sie kaum ertragen. Was Wunder, daß man sich erzählt, daß die Toten im Grabe reden. Mir kam es vor, als sähen mich diese Grabmäler feindlich an, weil

ich sie mit meinen blitzenden Uniformknöpfen entweihete.

Ich konnte die Inschriften auf den Gräbern nur mit Mühe lesen. Ob, weil ich die hebräischen Buchstaben etwas vergessen hatte, oder weil Gräberinschriften überhaupt schwer zu lesen sind, weiß ich nicht.

‚Hier liegt begraben... ein redlicher, bescheidener und frommer Mensch... Reb Simche... Schächter und Fleischbeschauer.‘

Ich schrak zusammen. Unter dieser Säule lag mein Bruder begraben.

Ich wollte weinen, aber meine Tränen gehorchten mir nicht. Ich las noch einmal, und als ich zu den Worten ‚bescheiden, fromm‘ gelangte, stieg ein bitteres Gefühl in mir hoch, ein Gefühl, aus Eifersucht und Wut gemischt.

Mir schien sich das Grabmal zu bewegen..., der Staub wirbelte hoch..., in der Luft zitterte etwas..., als flüsterte mir jemand ins Ohr:

‚Verzeihung.‘

Nicht im Ohr, im Herzen vernahm ich das Wort.

Ich verstand, daß die Seele meines toten Bruders mich um Verzeihung für den Tausch bat, und Tränen schossen mir in die Augen. Ich fürchtete mich, die Inschriften auf den anderen Grabmälern nachzulesen, vielleicht würde ich noch ande-

res Schreckliches dort finden. Ich dachte an Vater und Mutter.

Als ich zu meinen Eltern in die Stube trat, erkannte ich sie kaum wieder, so sehr waren sie zusammengesunken. Vater sah auf meine Knöpfe, nahm den Hut ab und stand barhäuptig, in gebückter Haltung vor mir. Mutter stand neben dem Ofen und begann, mit Vater in einer Mischsprache aus Jüdisch und Hebräisch zu reden:

„Sicher — Steuern! Das hat uns gerade noch gefehlt!“

Ich kam auf den närrischen Gedanken, mich ihnen fremd zu stellen.

„Hört mal,“ begann ich auf jüdisch, „ich bringe euch einen Gruß von eurem Sohn Samuel.“

Sobald Vater nur ein jüdisches Wort hörte — lief er zum Fenster, um sich die Hände in den Tropfen auf den Fensterscheiben zu reinigen. Dann kam er auf mich zu und streckte mir seine Hand entgegen: „Seid mir gegrüßt, junger Mann!“

Mutter kam auch aus ihrem Versteck hervor und trat neben mich.

Der Alte begann indessen seine Brille auf dem Tisch zu suchen, während er weiter mit mir redete:

„Einen Gruß — sagt ihr? Von meinem Sohn? Wo habt Ihr ihn gesehen?“

„Wann habt Ihr ihn gesehen?“ fragte Mutter zitternd.

Ich erfand für sie Ort und Zeit.

„Wie geht es ihm? War er im Krieg? Ist er gesund? Will er nicht zu seinen Eltern zurückkehren?“

Während so die Fragen auf mich niederprasselten, neigte sich der Alte zu meinem Ohr nieder und flüsterte:

„Und wie steht's mit... mit der Religion?“

Ich konnte mich nicht enthalten, die armen Eltern etwas aufzuziehen. Möchte mir das Gott nicht als Sünde anrechnen!

So sagte ich:

„Ja, wenn Simche, der Schächter, an seiner Statt gewesen wäre, hätte er vielleicht alle Versuchungen überstanden!“

„Was?! Er hat sich taufen lassen?!“

Ich schwieg. Die Alten faßten mein Schweigen als Zustimmungserklärung auf, ließen den Kopf hängen und schwiegen. Dann wandte sich der Alte wieder zu mir:

„Hat er eine Christin geheiratet? Hat er Kinder?“

Ich schwieg weiter. Die Alte schluchzte leise. Ich war gerührt. Aber ich schwieg hartnäckig weiter. Selbst als es mir heiß in der Kehle hochstieg, bezwang ich mich mit aller Gewalt.

„Oh, oh, Herr der Welt, gütiger, gerechter Vater im Himmel!“ schluchzte die Alte und schüttelte den Kopf, wie jemand, der sein Unglück geduldig tragen will und im selben Augenblick dagegen aufbegehrt.

Der Alte war aufgestanden, sein Bart zitterte. Er machte eine verzweifelte Handbewegung und sagte: „Genug! Gepriesen sei der wahrhaftige Richter<sup>1)</sup>!“

Aber im selben Augenblick, da der Alte sein Messer herauszog, um sein Gewand zum Zeichen der Trauer ‚einzureißen‘, hörte ich aus dem anstößenden Zimmer die zitternde Stimme eines anderen alten Mannes — wohl eines Mieters —, der in der bekannten ergreifenden Weise Psalmen sagte:

„Denn Gott kennt den Weg der Gerechten.“

Da wachten alte Erinnerungen in mir auf, und die Eistrinde um mein Herz schmolz.

Ich gab mich ihnen zu erkennen.“

---

„Und trotzdem“, fuhr der Alte nach einer kurzen Pause fort, „fürchteten sie doch noch immer, daß ich sie hinters Licht geführt hätte.“

---

<sup>1)</sup> Segensspruch bei der Nachricht von einem Todesfall.

Sie beruhigten sich nicht eher, bis ich mich mit meiner Rebekka nach den Gesetzen der jüdischen Religion vermählt hatte.

Ungefähr zwei Jahre nach meiner Hochzeit bekam ich schreckliche Zahnschmerzen. Man erzählte mir, im städtischen Krankenhaus gäbe es eine besonders geschickte Schwester, die sich besser als mancher studierte Doktor auf Zahnschmerzen und andere Schmerzen verstünde.

Ich ging also ins Krankenhaus und fragte nach der Schwester.

Ein junges Weib kam mir entgegen.

„Marjuscha?!“

„Samuel?!“

Wir fuhren beide erschreckt zurück.

„Wo ist dein Mann, Marjuscha?“ fragte ich sie, nachdem ich wieder zu mir gekommen war.

„Und du, Samuel, du hast dich verheiratet?“

„Ja.“

„Ich bin vorläufig noch ledig.“

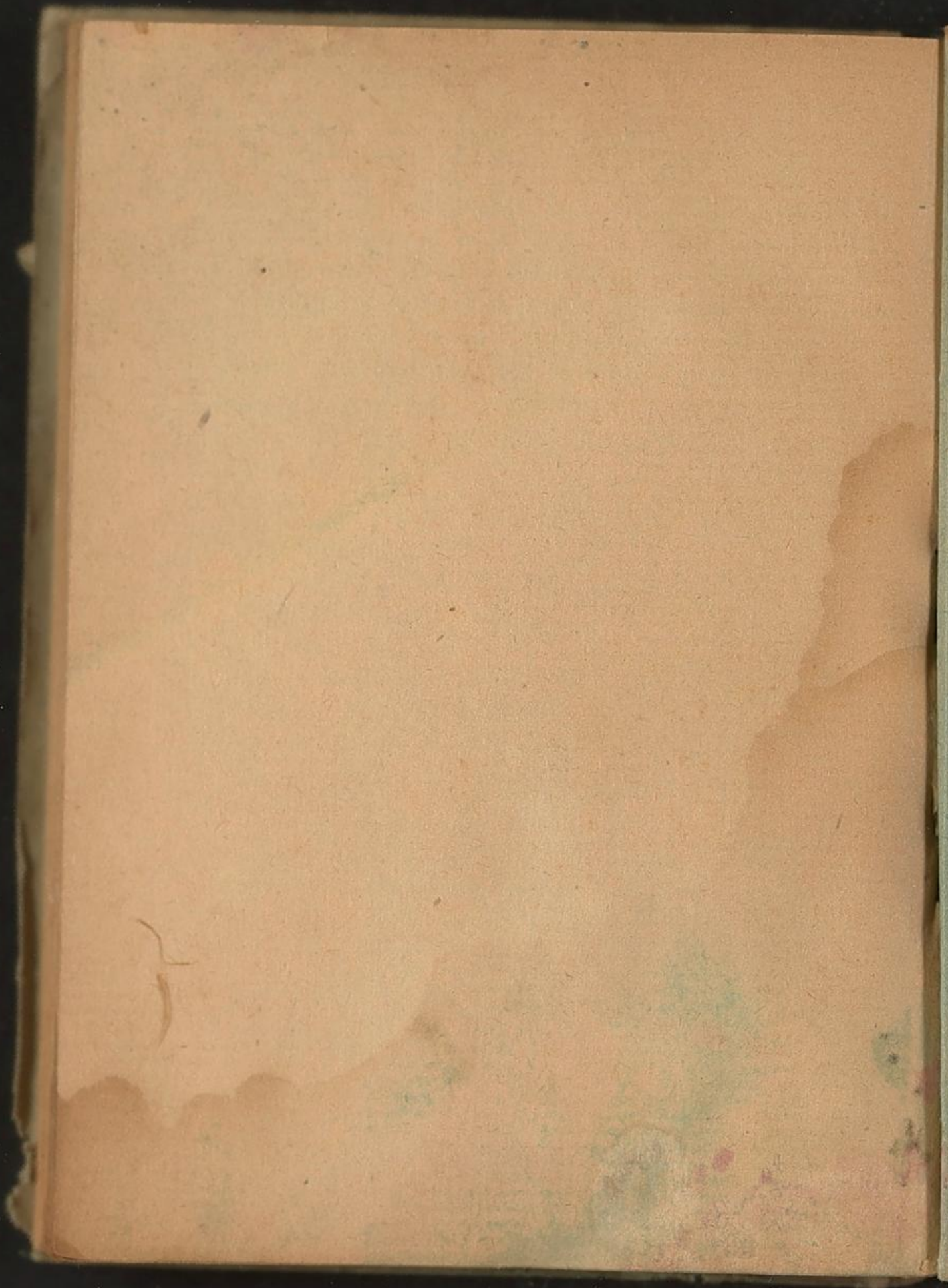
Das war eine gute Seele! Heut ist sie schon lange tot... Möchte es ihr im Paradiese wohl ergehen!“

Der Alte brach seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer ab. Er blickte auf seinen Sohn, der eingeschlummert war und im Schläfe sich hin und

her warf, und sagte mit einem mißbilligenden Kopfschütteln:

„Ja, ja! Das waren noch andere Zeiten und andere Soldaten! Jetzt hat sich alles geändert! Neue Zeiten, neue Menschen, neue Soldaten — heute klingt das alles nur wie ein Märchen aus längst vergangenen Zeiten.“ ...

Ende.



ÖSTERREICHISCHES JÜDISCHES  
MUSEUM

A-7001 Eisenstadt - Unterbergstraße 6 - Pf. 67  
Tel.: 02682/651 45, Fax: DW 4

H 1687

ÖSTERREICHISCHES JÜDISCHES

MUSEUM IN EISENSTADT

OJM\_BIB\_LT\_296